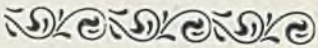


PAULSCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN BAND 9
Die Gestaltung der Landschaft
durch den Menschen. 3. Teil



HERAUSGEGEBEN VON KUNSTWART

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN 
DIE GESTALTUNG DER LAND-
SCHAFT DURCH DEN MENSCHEN

I. TEIL (BAND VII)

I. WEGE UND STRASSEN

II. DIE PFLANZENWELT UND IHRE BEDEUTUNG IM
LANDSCHAFTSBILDE

II. TEIL (BAND VIII)

III. DER GEOLOGISCHE AUFBAU DER LANDSCHAFT
UND DIE NUTZBARMACHUNG DER MINERALIEN

IV. WASSERWIRTSCHAFT

III. TEIL (BAND IX)

V. INDUSTRIE

VI. SIEDELUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

POLITECHNIKA ŚLĄSKA
KATEDRA ZABUDOWY OSIEDLI



BEI GEORG D. W. CALLWEY IM KUNSTWART-VERLAGE
ZU MÜNCHEN 1917



PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN
BAND IX

PAUL SCHULTZE-NAUMBURG
KULTURARBEITEN ☉ BAND IX:
DIE GESTALTUNG DER LAND-
SCHAFT DURCH DEN MENSCHEN

III. TEIL.

HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART



BEI GEORG D. W. CALLWEY IM KUNSTWART-VERLAGE
ZU MÜNCHEN 1917

STANISŁAW STANISŁAWOWICZ
KONSTANTYŃSKI
POLSKA
KRAJOWA
BIBLIOTEKA
GŁÓWNA
WARSZAWA

WYDZIAŁ INŻYNIERSTWA



126898

WYDZIAŁ INŻYNIERSTWA
POLITECHNIKI ŁÓDZKIEJ

V.

INDUSTRIELLE ANLAGEN

MAN ist leicht geneigt, den Begriff der technischen Anlage als einen ganz modernen zu fassen, der erst mit dem 19. Jahrhundert aufgekommen wäre. Wenn es nun auch zweifelsohne wahr ist, dass die eigentliche Grossindustrie erst mit dem Zeitalter der vervollkommneten Maschine entstehen konnte, so darf man sich doch nicht vorstellen, als ob in früheren Jahrhunderten die technische Anlage überhaupt nicht dagewesen oder nicht in Erscheinung getreten wäre. Nach Beschreibungen, Darstellungen unseres Landes und nach den geringen erhaltenen Resten zu urteilen, muss das Bild unseres Landes doch schon ganz erheblich von diesen Vorläufern unserer heutigen Fabriken bestimmt worden sein. Man denke an all die Windmühlen, die Mahlmühlen mit Wasserkraft, die Ölmühlen, Säge- und Schneidemühlen, Walkmühlen, Papiermühlen, Pochmühlen, alles Werke, die mit den einzigen bekannten maschinellen Kräften des Windes und des Wassers arbeiteten. Dazu die Schächte, Gruben, Bergwerke, Eisen- und Kupferhämmer, Sudwerke und Salinen, die alle für die doch immerhin schon mannigfaltig vorhandenen Bedürfnisse der Menschheit sorgten.

Auch hier kann nicht die Rede davon sein, dass all



Abbildung 1



Abbildung 2



Abbildung 3

diese Werke hässlich seien. Sie passen sich vortrefflich der Landschaft an und verleihen ihr oft etwas von dem Zauber des Geheimnisvollen, Seltsamen, oft des Düsternen, das doch auch seine hohen ästhetischen Werte hat.

Lässt man das Bild dieser Anlagen vorübergleiten, so wird man erstaunt sein, welche Fülle ausdrucksvoller, plastischer Gestaltung in ihnen niedergelegt war. Was für charaktervolle Gesellen sind heute noch die hie und da erhaltenen Windmühlen, die in Holland sogar zu dem Wahrzeichen des Landes gehören. Auch bei uns gibt es mannigfaltige Arten in Holz und in Stein; alle ein Beweis dafür, dass auch die technische Anlage sich mit hoher charaktervoller Schönheit verbinden lässt (Abb. 1 bis 3.) Aber auch die anderen Bilder von älteren Industrieanlagen, die ich mit anführe, dürften zeigen, dass gestaltungsfrohe Zeiten es verstanden, jeder Aufgabe die knappste, charakteristische und zugleich schöne Form zu verleihen. (Abb. 4—18.)

Die Aufgaben waren mit dem 19. Jahrhundert andere geworden, andere nach Umfang, Zweck und Mittel. Während früher in einem im wesentlichen dem Forst und Ackerbau dienendem Lande einzelne Industrieanlagen gleichsam eingesprengt lagen und sie interessant belebten, gab es nun weite Gebiete, die nur der Industrie dienten, hinter der alles andere zurücktrat. Schlossen sich früher die Gehäuse der technischen Anlage an Grösse und Stil im wesentlichen den anderen Häusern an, so fielen die neuen



Abbildung 4



Abbildung 5

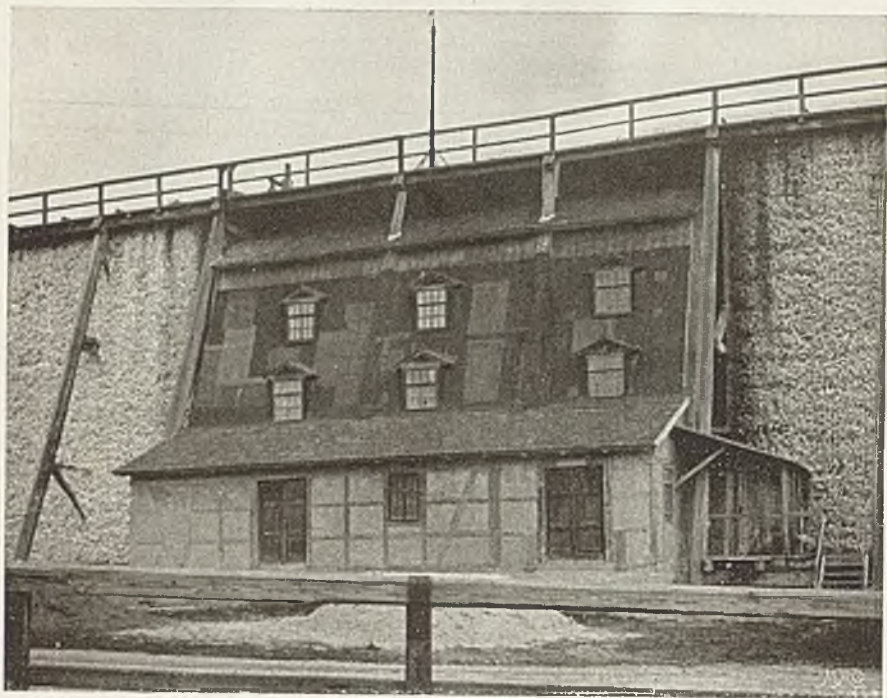


Abbildung 6



Abbildung 7

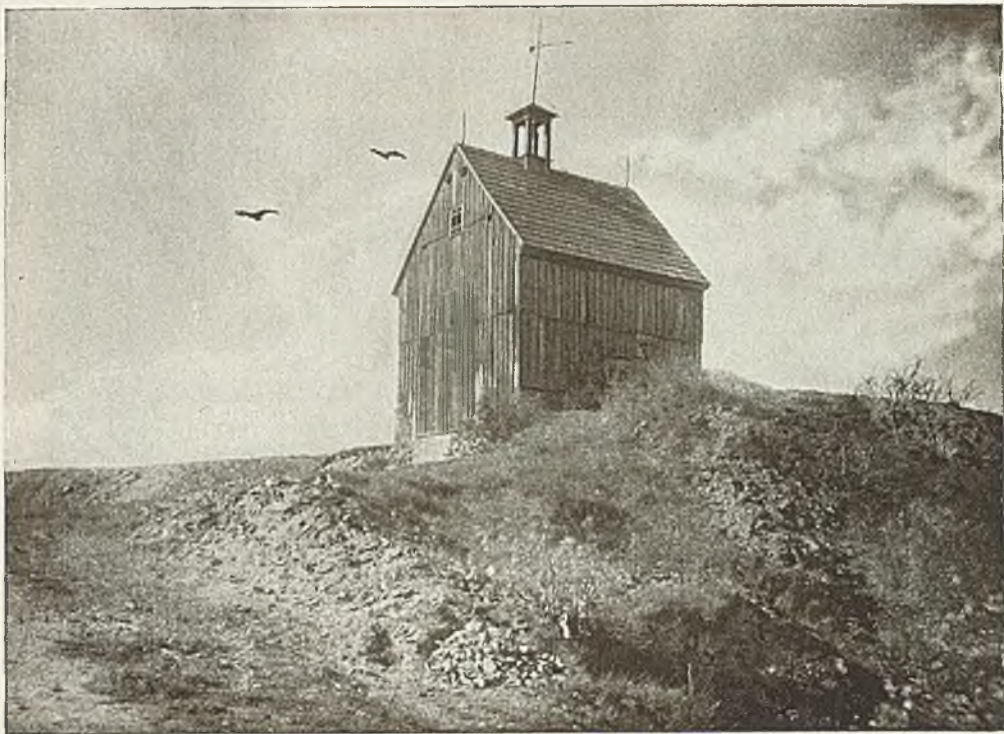


Abbildung 8

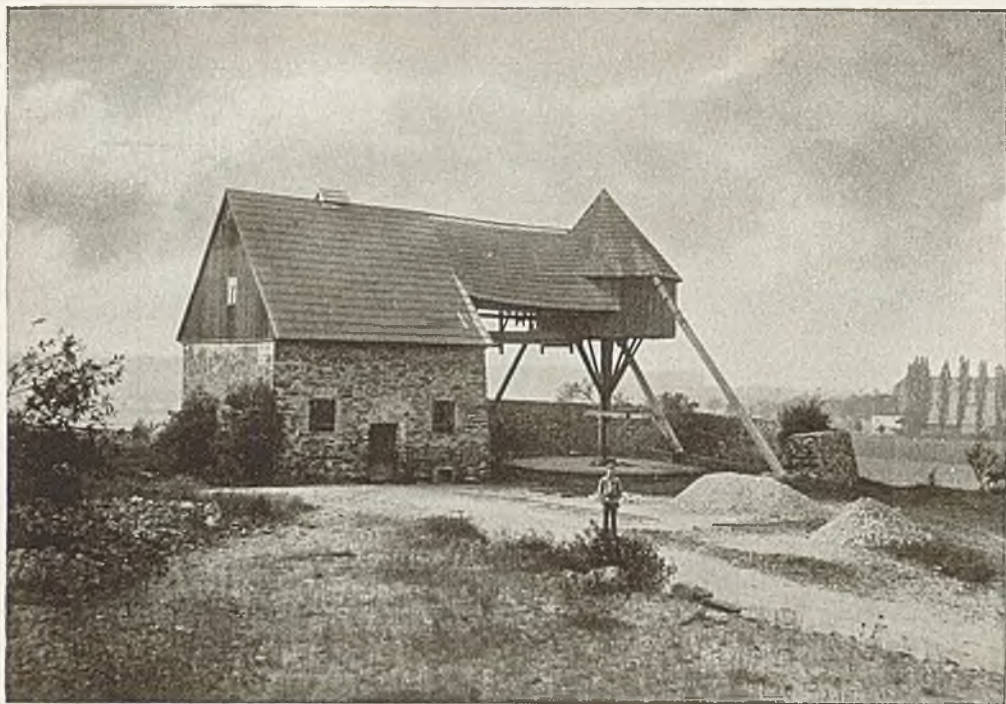


Abbildung 9



Abbildung 10

POLITECHNIKA ŚLĄSKA
KATEDRA ZABUDOWY OSIEDLI

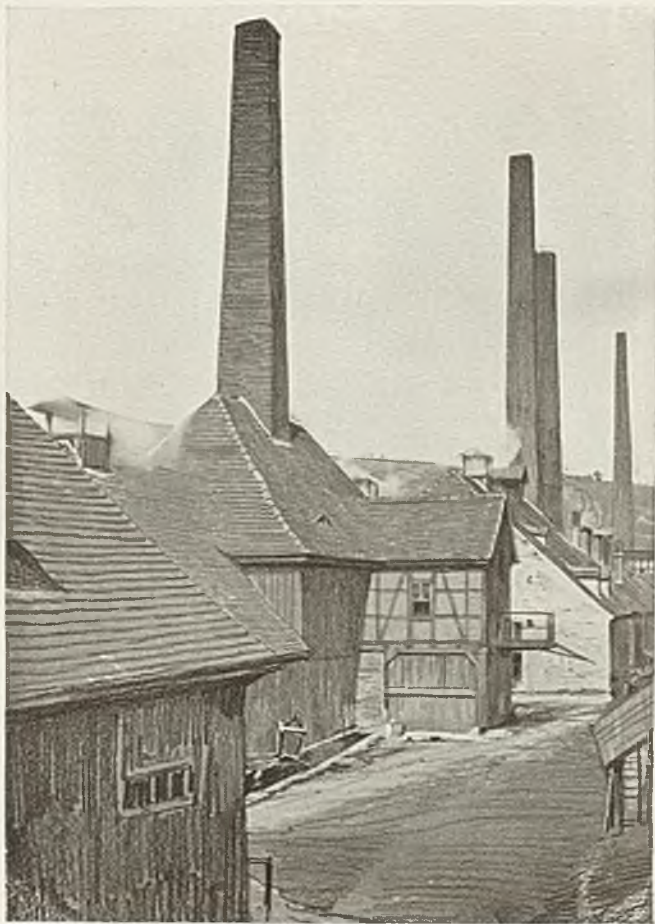


Abbildung 11



Abbildung 12

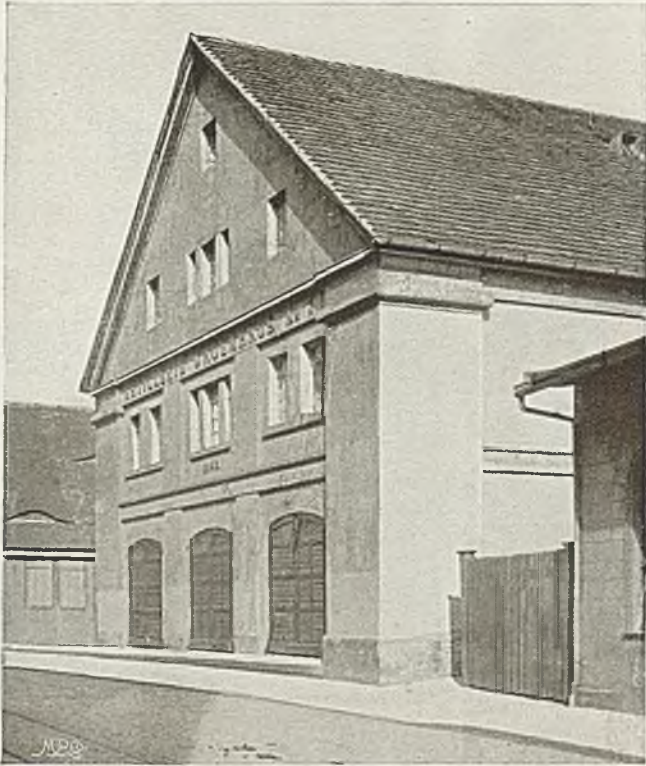


Abbildung 13

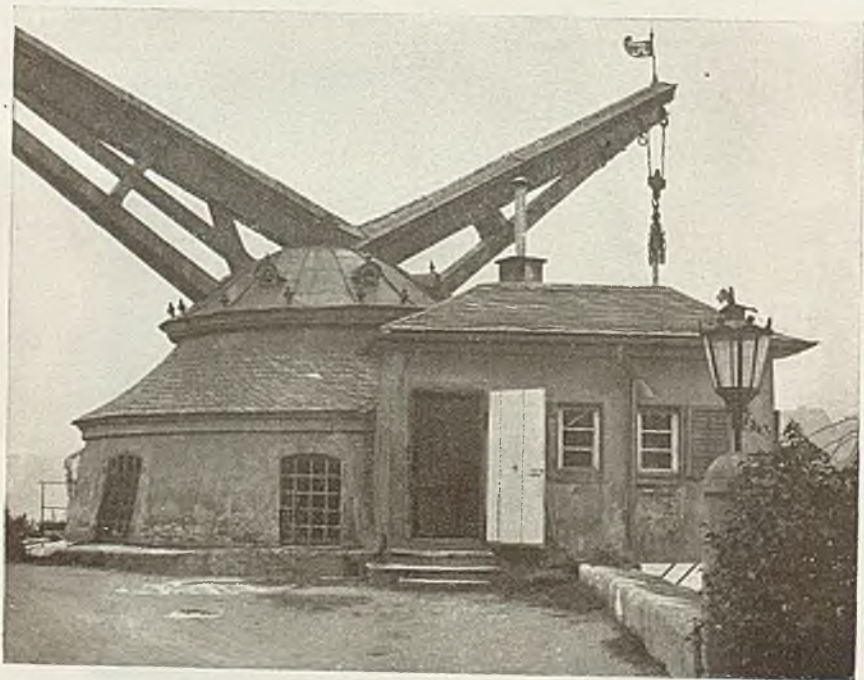


Abbildung 14



Abbildung 15



Abbildung 16

Industriebauten vollkamen aus diesem Rahmen heraus und bildeten eine Bauklasse für sich, die mit bürgerlicher Baukunst nichts mehr gemeinsam hatte. Belebten in alten Zeiten die „Kunstabauten“, wie die Betriebe häufig in alten Büchern genannt wurden, die Landschaft, die in gewohnter Weise aus Wald und Wiese, Acker und Busch bestand, so überzog nun die Industrieanlage ihre gesamte Umgebung mit ihren Ausströmungen und verbrannte und versengte alles, was in Reichweite kam. Auf die Idee, den Grundgedanken der Industrie, Wohlstand und Segen zu spenden, auch in der eigenen Umgebung zum Ausdruck zu bringen, kam niemand. Raschen Gewinn, mit Hintansetzen aller Bedenken zu erringen, war die einzige Triebfeder. Auch die ringsherum liegenden Wohnstätten der Arbeiter, die gemäss ihrer Millionenziffer die Ausdehnung von umfangreichen Städten annehmen mussten, wuchsen im gleichen Sinne rasch auf und trugen nun die Züge der Lieblosigkeit, des Hastigen und Provisorischen an ihrer Stirne.

Wurde irgendwo einmal die Forderung gestellt, der Betrieb sollte ausnahmsweise auch einmal schön ausgeführt werden, so verfiel man der Methode, die dem Stande der damaligen Architektur entsprach, d. h. man überklebte die schlecht abgewogenen, ohne Verhältnisse zueinander gestellten und vom Zufall bestimmten Baukörper mit jenen gänzlich missverstandenen Attributen angeblicher Stile. Abb. 19 bis 26 zeigen solche Bauten, wie

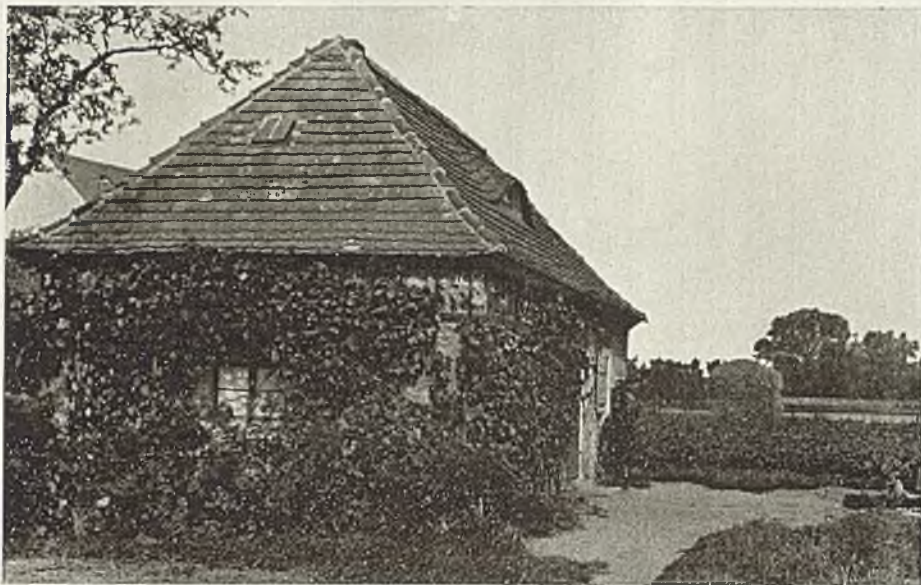


Abbildung 17



Abbildung 18

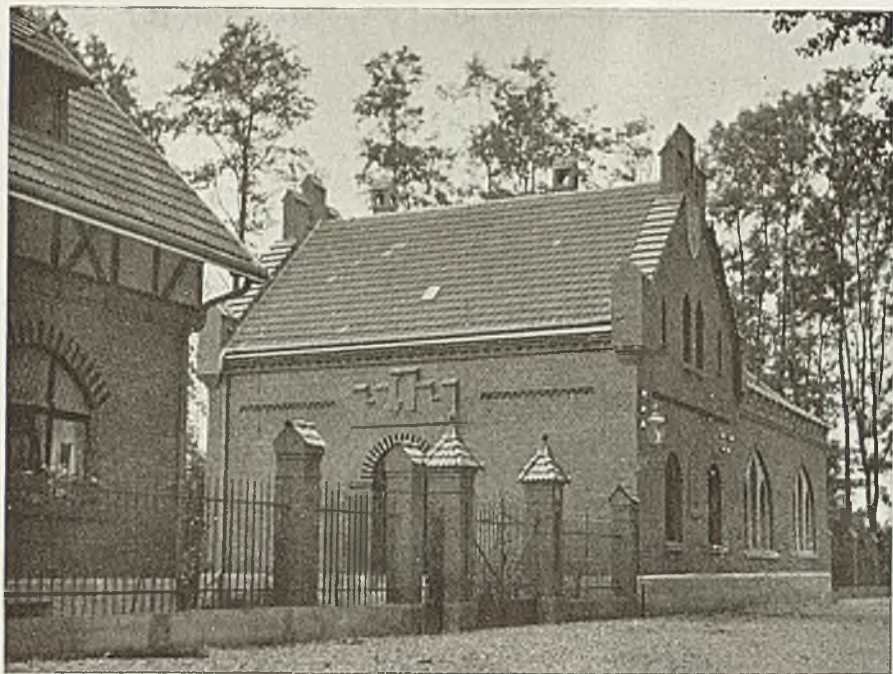


Abbildung 19



Abbildung 20



Abbildung 21



Abbildung 22

sie von 1880 bis 1905 gebaut wurden und wie sie nun allerortens unsere Landschaft entstellen.

Es ist das grosse Verdienst einiger führender Firmen gewesen, rechtzeitig auf diese Verwilderung und Verhässlichung aufmerksam geworden zu sein und Massnahmen im grossen Stile getroffen zu haben. Besonders bekannt sind die umfassenden Wohlfahrtseinrichtungen von Krupp geworden, die die Wüste zum Garten umgestaltet haben. In erster Linie gilt das natürlich von den Siedelungen; bei den Hochöfen, Schmiedepressen und Giessereien muss eine andere Art von Schönheit gelten. Und wir beobachten hier einen merkwürdigen Umwandlungsprozess.

Die Stätten der Arbeit im Innern der Gebäude waren meist nicht eigentlich hässlich, sondern im Gegenteil oft von einer hohen und anziehenden Charakteristik. Man denke nur z. B. an die Hochöfen, die mit ihren echnen Türmen, Kaminen, Gerüsten, Rauch und Dampf ein unheimlich anziehendes Bild geben. (Abb. 28, 29.) Als ihr erster künstlerischer Entdecker wird wohl mit Recht Adolf Menzel genannt, der mit seinem berühmten Bilde, dem „Eisenwalzwerk“ die Schönheit dieser modernen Zyklopenwelt sichtbar machte. Seit der Zeit sind die Stätten der Arbeit viel von der bildenden Kunst aufgesucht worden, um ihre malerischen Seiten herauszufinden, ja es war in der Malerei eine Zeitlang eine wahre Manie geworden, den Arbeiter darzustellen. Aber man stellte sie meist vom Standpunkt der alten Romantik dar. Man sah



Abbildung 23



Abbildung 24

düstere Hallen mit Halbdunkel, malerisches Durcheinander, Russ, Schmutz, enge und hässliche Gestalten.

Inzwischen war die Industrie selbst auf andere Wege gekommen. Man betrachtete die düsteren, schmutzigen Hallen, das Durcheinander der Hässlichkeit durchaus nicht mehr als das Ideal eines industriellen Betriebes und bald sah man Arbeitsstätten emporwachsen, die ungefähr das Gegenteil von dem waren, was bisher die Künstler als das Malerische gereizt hatte. Die Hallen wurden hoch, klar und hell, die Unordnung und das Durcheinander verschwanden, der Schmutz wurde verpönt und das Unklare, oft wie Provisorisches Anmutende der alten Wirtschaft wich dem gut vorher durchgedachten Entwurf und solider Bauausführung. Die Industrie hatte sich erst selbst die Mittel erzeugen müssen, um nun den Weiterausbau der eigenen Behausung decken zu können. Nun, wo man grosszügiger und freier vorgehen konnte, erkannte man auch bald die wirtschaftlichen Vorteile eines solchen Verfahrens. Nicht zuletzt für das Wichtigste des Betriebes, die Arbeiterschaft, deren Tüchtigkeit, Gesundheit, Arbeitsfreudigkeit, gute Laune und Zufriedenheit durch solche Reformen nur wuchs. Man vergleiche die düstere Werkstätte des Vulkan, den Dampfmaschinenraum einer Fabrik aus der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Kraftzentrale des modernen Betriebes, die an spiegelnder Sauberkeit, Helligkeit und Eleganz mit jedem gut gehaltenen Salon wetteifern kann. Alles blitzt und blinkt, helle Fliesen



Abbildung 25



Abbildung 26

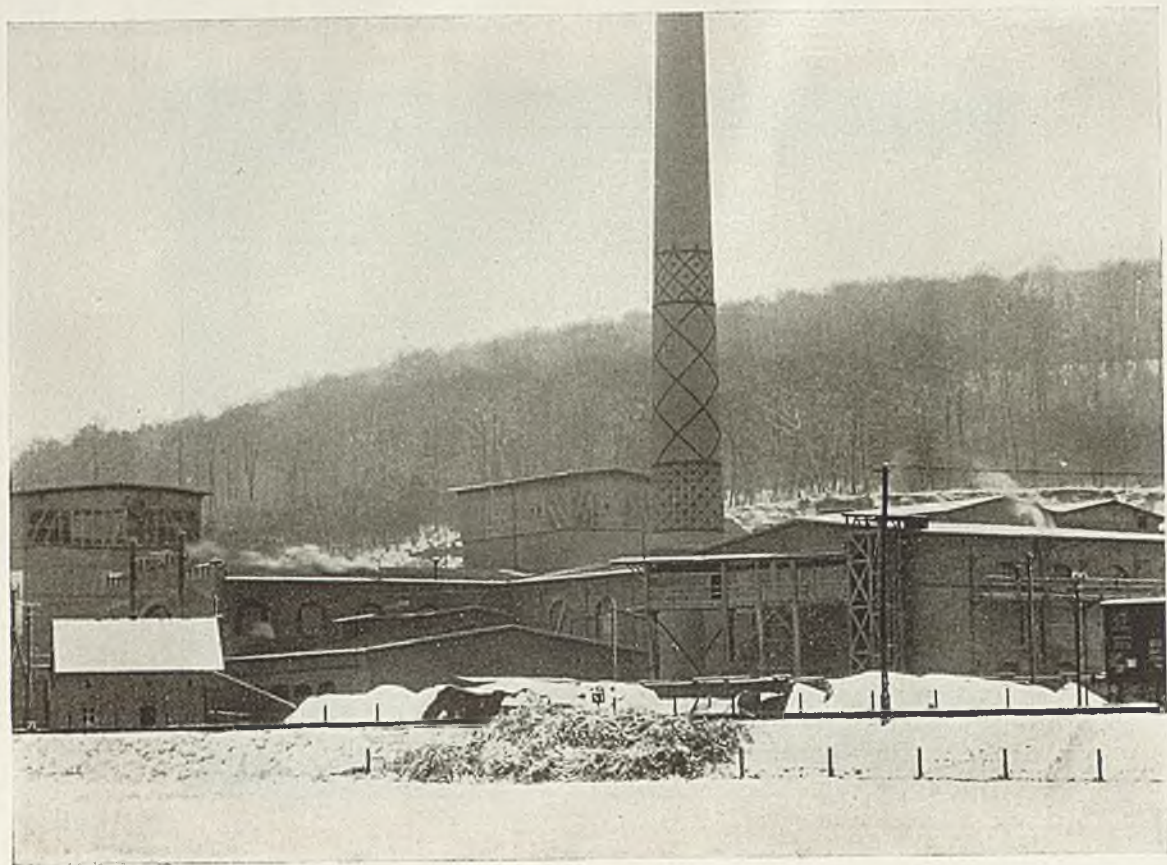


Abbildung 27

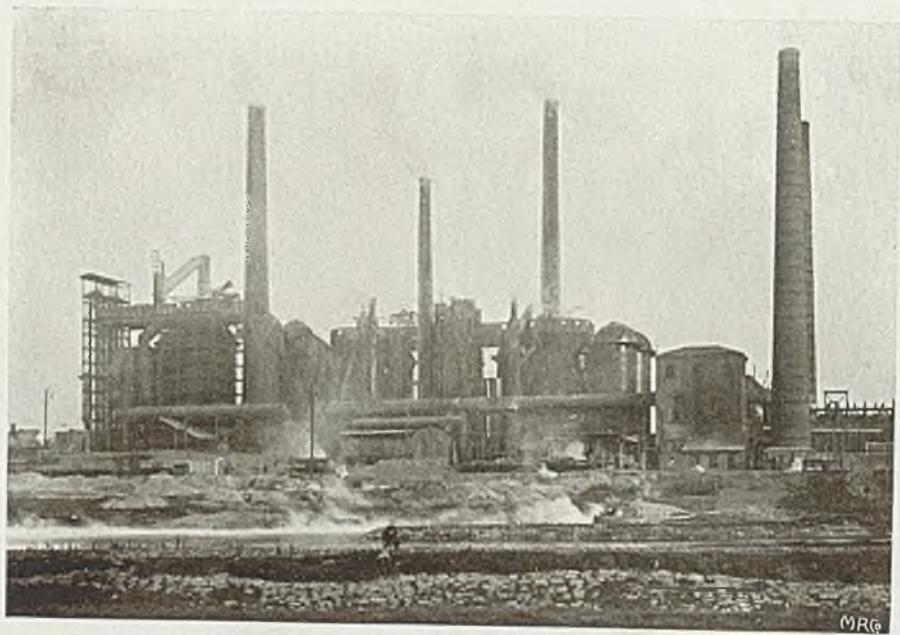


Abbildung 28

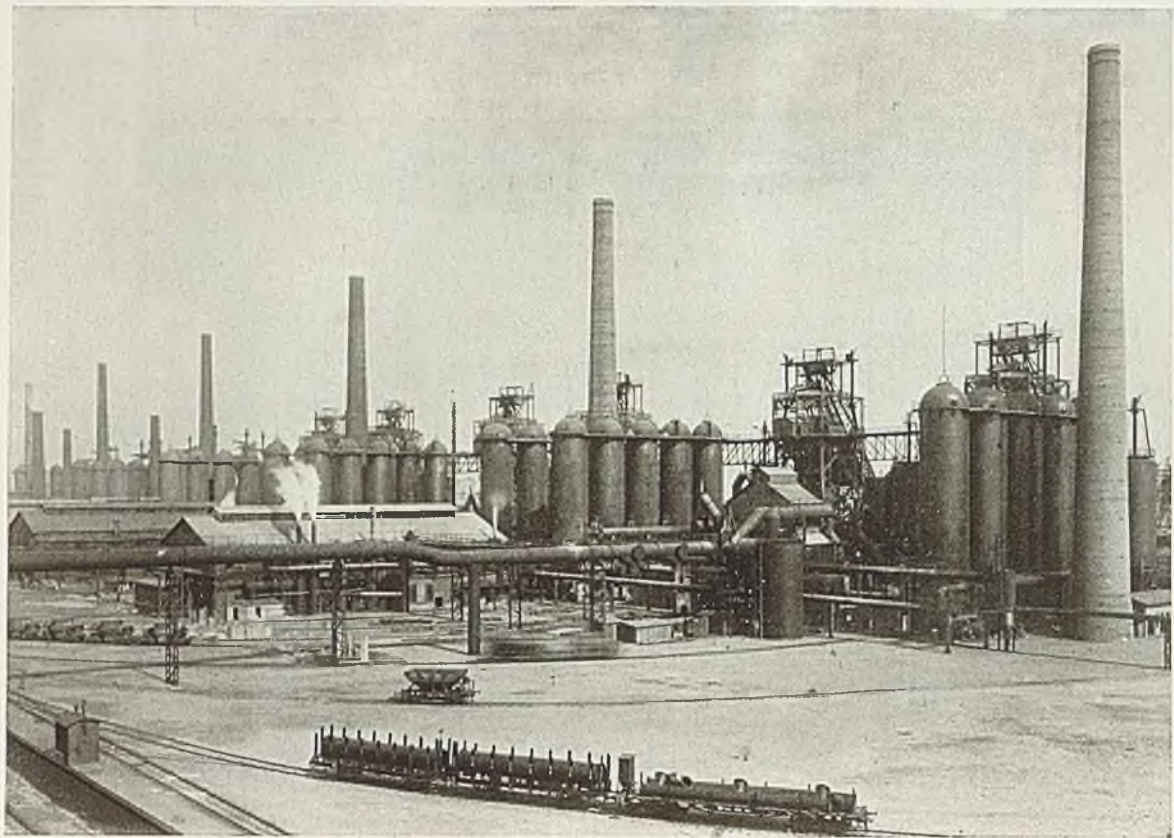


Abbildung 29



Abbildung 30

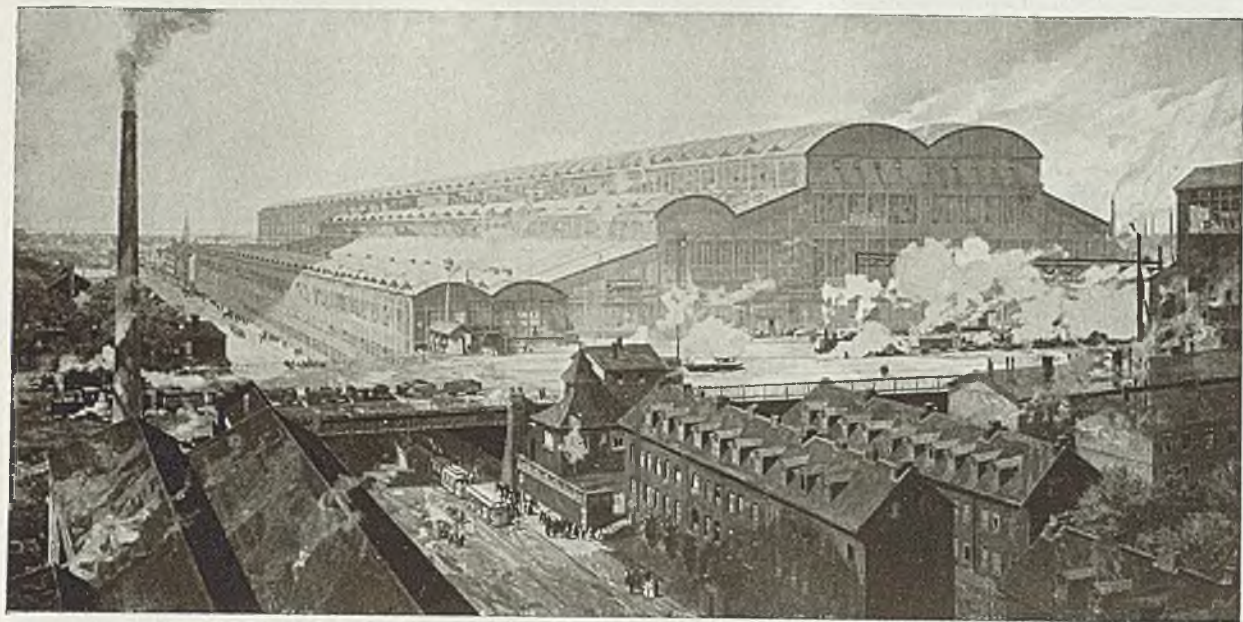


Abbildung 31

bekleiden Wände und Fussböden und helles Licht breitet sich in verschwenderisch weiten Räumen aus. Diese Auffassung des modernen Betriebes fängt allmählich an, unsere gesamte Industrie zu durchdringen, die Arbeitsstätten, die Lager, die Höfe, die Umgebung. Man erkennt in der Unordnung, Schmutz, Düsterei nur Kraftverluste und sieht im letzten Grunde in all den Reformen Wirtschaftlichkeit. Anlagen anderer Art gelten heute schon als veraltet und müssen bei guter Verwaltung bald ersetzt werden.

Wollen wir daher gerecht sein, so müssten wir zugeben, dass das Bild, das die Industrie heute bietet, zwar noch nicht dem Ideal entspricht, dass sie sich aber nach ihm umzugestalten beginnt. Allerdings gilt auch hier dasselbe, auf was ich schon in verschiedenen Zusammenhängen mehrfach hinwies: dass man überall, wo es sich um Gestaltung handelt, des Künstlers nicht entbehren kann. Es ist deshalb als beste Gewähr anzusehen, wenn vorbildliche Firmen sich immer mehr mit solchen in Beziehung setzen und auch der sichtbaren Gestaltung gebührend zu ihrem Rechte kommen liessen. So schuf Peter Behrens seine bekannten Industriebauten (Abb. 34), in denen er die ganze Schönheit durch gute Verhältnisse des klaren und einfachen Baukörpers mit Weglassung jeder hier nicht gegebenen „Verschönerung“ gestaltete. Auf den verschiedensten Wegen ist man heute dem Industriebau geneigt, um ihn seiner abschreckenden Form zu entkleiden, und es dürfte für die Landschaft gleich sein, ob es auf

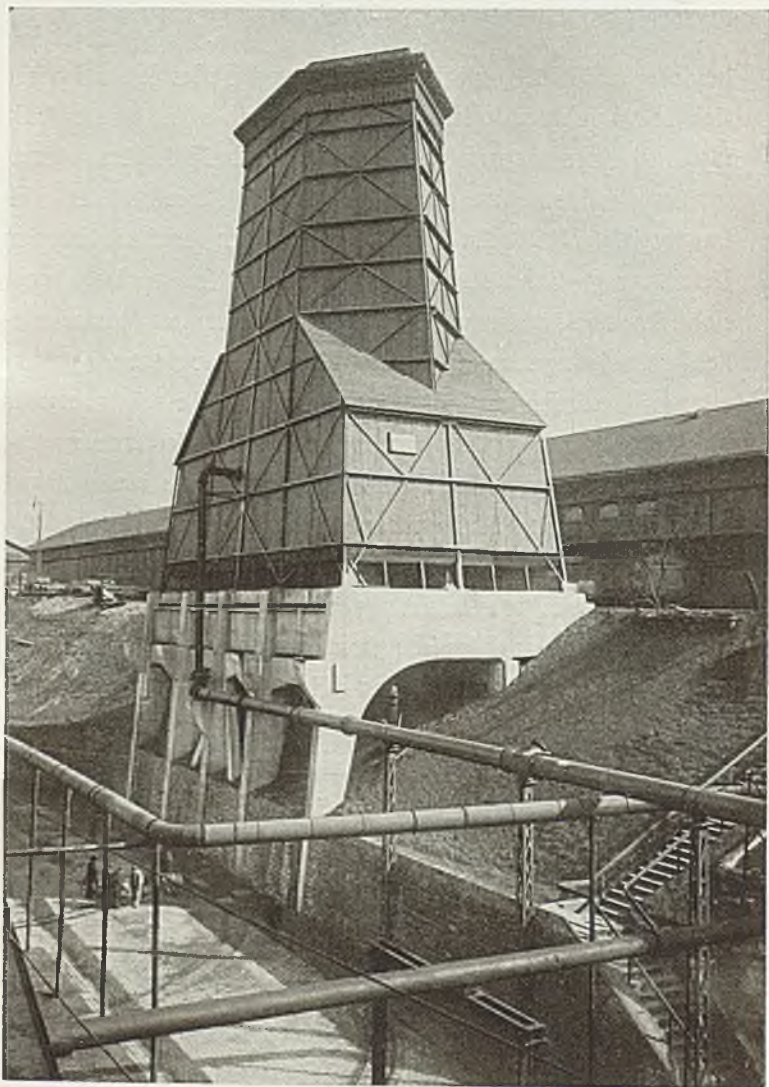


Abbildung 32

ganz neuen Wegen oder mehr auf den handwerklich überlieferten geschieht, solange beide echt und gut sind.

Ein Gebiet der modernen Technik scheint heute ganz besonders tief in die Landschaft einzugreifen: das der elektrischen Energieversorgung. Schon bei dem Thema Wasserwirtschaft (Bd. II) begegneten wir den elektrischen Kraftzentralen, die sich an laufendem Wasser festsetzen; Abbildungen solcher mit Dampfkraft begegnen wir in den Bildern 36 und 37, welche zeigen, dass sich auch solche Aufgaben gut lösen lassen.

Eine andere Gefahr bringt aber die Elektrisierung des Landes mit sich, die die freie Natur ebenso wie die Ansiedlungen zu entstellen droht — das Kabelnetz, wie es in Freileitungen an Masten überall das Land durchzieht. War früher der Telegraphendraht ein bescheidener Geselle, den man kaum wahrnahm, so können heute die elektrischen Kabel, die bündelweise auftreten, kaum noch harmlos aufgenommen werden. Abb. 38 zeigt ein Beispiel.

Vorderhand ist es schwer, dieser Entstellung gründlich zu steuern. Für die Überlandleitungen bleibt nur die Form des Drahtes übrig, und Erdkabel sind vorläufig noch zu teuer. So bleibt nichts übrig, als dafür zu sorgen, dass wenigstens bei der Verlegung etwas Takt angewendet wird, dass man die Maste nicht mit zu gedankenloser Rücksichtslosigkeit „irgendwo“ hinsetzt und von Fall zu Fall auf die Notschreie der Natur hört. Vielleicht bleibt einer weiteren Zukunft eine ganz andere Form der



Abbildung 33



Abbildung 34



Abbildung 35

Kraftverteilung vorbehalten. Vielleicht durchziehen später auch einmal grosse unterirdische Kanäle das ganze Land, die das gesamte Ader- und Nervennetz der Elektrizität, des Wassers, Gas und vielleicht noch manches andere vereinigen und unsichtbar machen — neue unterirdische Strassen, wie sie bereits für Grossstädte einheitlich geplant werden.

Noch eine Erscheinung bringt die Elektrisierung des Landes mit sich: die zahlreichen kleinen Umformerstationen, die in Gestalt kleinerer und grösserer Häuschen überall aufgestellt werden und die bisher immer sehr unnötig hässlich waren. Abb. 39 und 40 zeigen eine gute und eine schlechte Lösung dieser Aufgabe.

Wir sehen, dass uns die so segensreiche Technik und Industrie, ohne die wir unser Leben kaum noch denken könnten, doch auch manchen Schaden bringen.

Man darf nicht sagen, dass das Schicksal wäre, im übrigen sich aber nichts daran ändern liesse. Wir Menschen sind es doch, die die Veränderung der Erdoberfläche bewirken. Es hängt also nur von unserem Willen ab, in welcher Weise wir das gestalten. Wäre es möglich, die Erkenntnis allgemein zu verbreiten, so wäre eigentlich schon alles geschehen. Wenn wir natürlich von vornherein die Hände faul in den Schooss legen, dann können wir nicht erwarten, dass es je anders werde.

Der Sinn unserer Zeit ist an gar manchen Orten auf Raubbau gerichtet; man will alle Pflanzen mit den Wurzeln haben und begnügt sich nicht mehr mit einer Blüte. Es



Abbildung 36



Abbildung 37

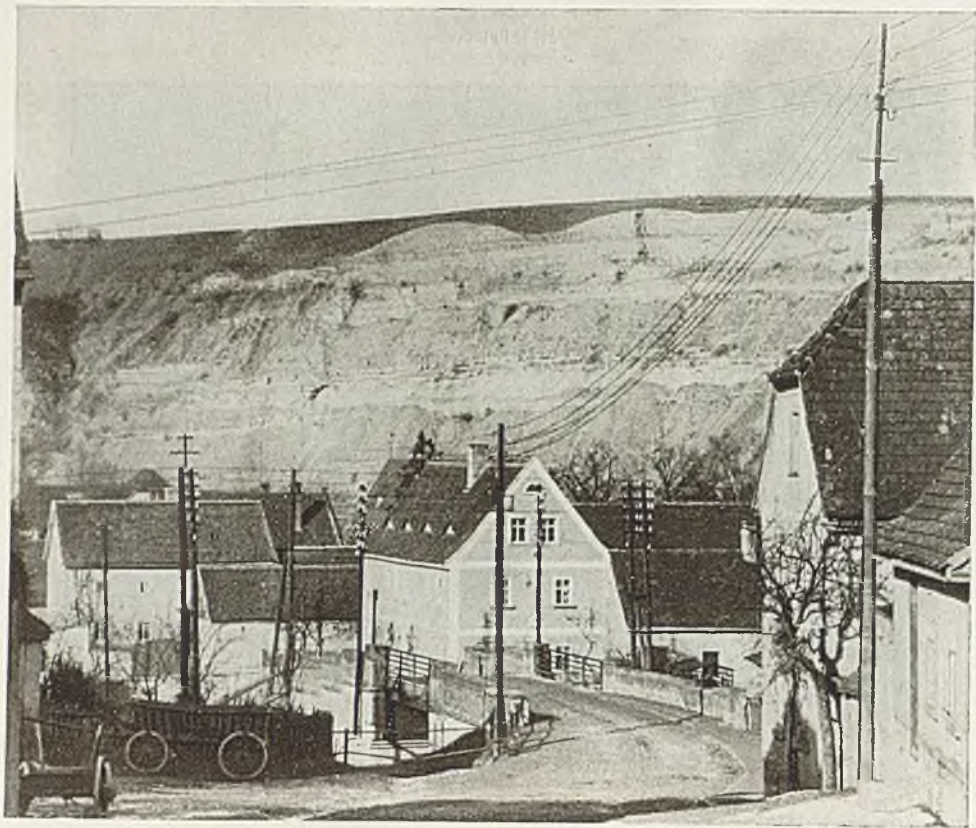


Abbildung 38

muss allmählich erkannt werden, dass der Wert unserer technischen Anlagen nie allein finanziell ausgedrückt werden kann. Es handelt sich stets darum, zu erkennen, welche Werte sie für allseitig harmonische Kulturideale haben. Das Bewusstsein von dem Dasein solcher Ideale gilt es wieder zu beleben, sonst müssen wir uns in Zukunft schämen vor den Zeiten, deren Tun von grossen, auf Harmonie gerichteten Menschheitsideen getragen waren.

Ein Zurückdrängen, ein Verschwinden der Industrie würde uns sicher die zu bebauenden Gelände in ihrer ursprünglichen landschaftlichen Verfassung erhalten, aber es hat wenig Zweck, sich über diese Möglichkeit zu unterhalten, da sie ja doch nicht gegeben ist. Statt zu klagen sollte man daher lieber alle Kräfte dafür einsetzen, dass alles Neue sich dem Bilde der Umgebung einfügt und anpasst, vor allem aber, dass die für die Natur und ihre Benutzung durch den Menschen nun einmal unentbehrlichen Requisiten, wie Busch, Baum, Wiese, klares Wasser, Fels und die uns lieb gewordenen Reste älterer Zeiten nicht unnötig geopfert werden, sondern dass sich auch die Industrie allmählich der Rücksicht und jener anständigen Haltung befleißigt, die gute Erziehung verleiht.

Die räumlich umfassendste technische Anlage dürfte Eisenbahnen wohl der Eisenbahnbau sein, der heute ohne Unterbrechung alle Länder umspannt. Streng genommen müssten wir sie eigentlich mit zu den Wegen rechnen, doch weicht ihr eigentlicher Charakter sehr von dem der Wege ab wie



Abbildung 39



Abbildung 40



Abbildung 41

wir sie im Eingang des Buches beschrieben. Auch besteht im Schienenwege ja nur ein Teil der Erscheinung der Eisenbahn; die Bahnhöfe, Schuppen, Werkstätten, Wassertürme, Weichenstellhäuser, Streckenbuden, Übergänge, Brücken und Tunnels und vor allem die neuen, lebendigen Wesen, die hier erschienen sind, die Lokomotiven, ergänzen das Bild zu dem Organismus, der uns lieb und vertraut geworden. Denn wer wollte es leugnen, dass wir die Eisenbahn zärtlich lieben, trotzdem wir ihr oft grollten wegen ihres Lärmes, ihrem Rauch, ja wegen ihres Vorhandenseins an Orten, die wir früher in ihrer Einsamkeit kannten. Aber wer könnte sich die Eisenbahn, diesen alten Freund, aus unserem Leben fortdenken, ohne nicht sofort zu fühlen, welchen Raum sie sich in unserem Gemütsleben erobert hat? Wieviel Erinnerungen schulden wir ihr, wieviel von unserem eigenen Werden und Wachsen ist mit ihr so eng verbunden, dass die polternden Geräusche, ja die prosaischen Gerüche von Rauch, Gas und Staub die Phantasie so anregen, dass fröhliche Reisezeit, tausend Erlebnisse in den engen Kupees plötzlich wieder in uns wach werden. Ja selbst die Älteren und im Leben Stehenden, denen Reise nicht mehr gleichbedeutend mit frohem Erholungsurlaub ist, haben ein Stück Heimatsgefühl für die rollenden Züge, in denen sich oft ein so grosses Stück ihres Tagewerks abspielt. Gewiss ist ihr im Automobil ein kühner Nebenbuhler entstanden, der uns angenehmer, freier, ja selbst rascher von Ort zu Ort bringt, und der



Stift Walk a. d. Donau

deshalb in unserem Gemütsleben einen neuen Platz dort beanspruchen wird, wo die Freude am Reisen, am Durchstreifen sonst ferner Länder drin eingeschrieben steht, aber ein zärtliches Verhältnis mit ihr kann auch der Automobilist nicht leugnen, die er mit einem alten Scherzwort „den grossen Bruder“ nennt.

So ist auch das Bild unserer heutigen Landschaft derartig mit der Eisenbahn verwachsen, dass man sich das Wesen der Kulturlandschaft ohne sie nicht mehr vorzustellen vermag. Inmitten der bewohnten Ortschaften wird sie mehr zur städtebaulichen Frage; im Lande draussen bringt die Linie oft eine Erscheinung hervor, die sich auch rhythmisch dem Landschaftsbilde bereichernd anschliesst (Abb. 42 bis 47). Wer entsinnt sich nicht, einmal auf einem Berge gestanden und die Kurve der Schienenstränge verfolgt zu haben, wie sie aus weiter Ferne herkommen, vorüberziehen, um sich auf der anderen Seite spiegelnd im Sonnenglanz zu verlieren; oder wie geheimnisvoll das dunkle Loch des Tunnels gähnt, aus dem noch die letzten weissen Rauchwölkchen zerflatternd aufsteigen. Oder wie wir an der geschlossenen Bahnschranke halten, die den herankommenden Zug verkündet. Erst ein kleiner dunkler Punkt und ein weisses Wölkchen, dann stärker und stärker werdendes Rollen. Dann das blitzartige Erkennen des daherstürmenden dämonischen Wesens, der Lokomotive, der hochaufgebaute Leib, bebend und schraubend in den Himmel wachsend, zitternder

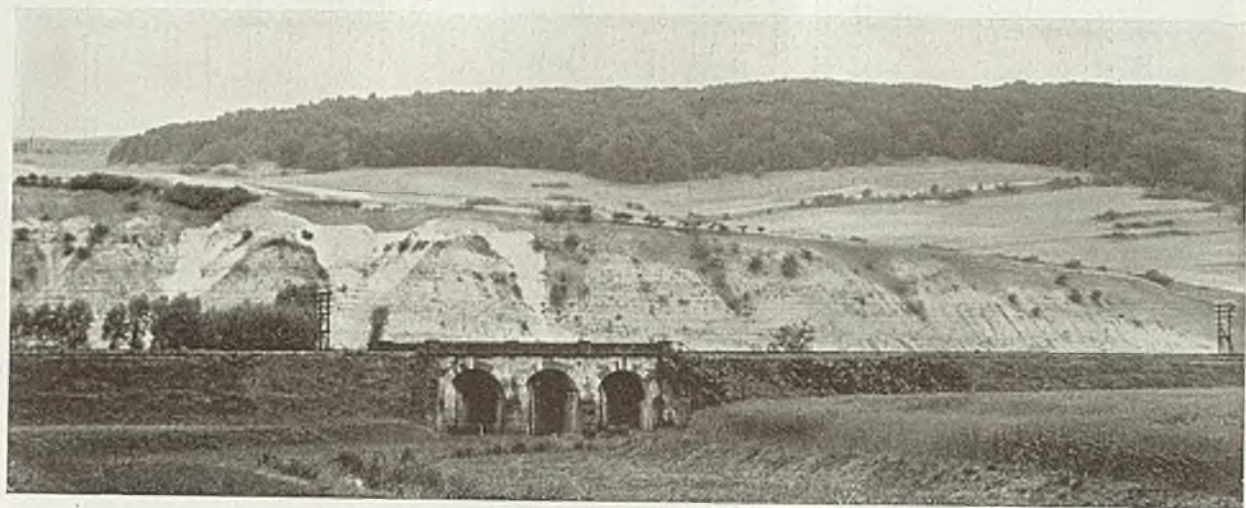


Abbildung 43

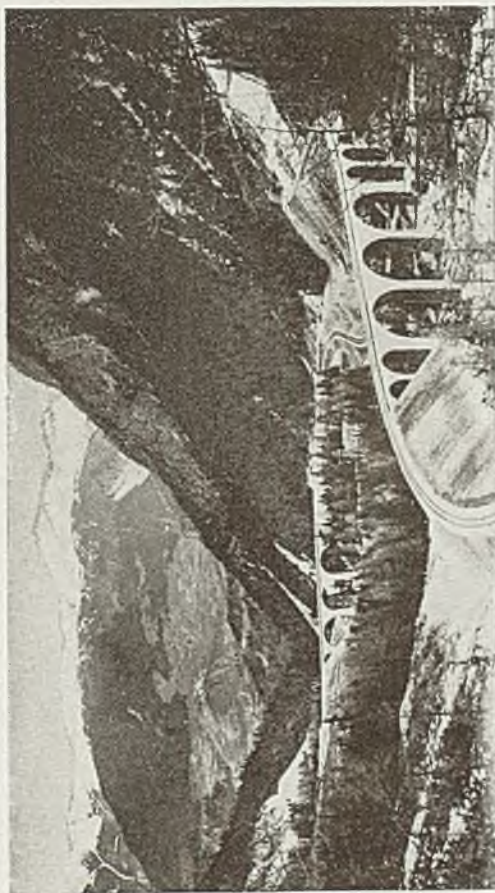


Abbildung 44



Abbildung 45



Abbildung 46

Boden, der Wagenzug, fliegende Papiere. Mehr wissend als lesend: „Berlin-München-Verona-Rom“. Staubwolken. Vorüber. Nur noch das nachklingende Gefühl eines verschrumpfenden, sich in nichts auflösenden Körpers. Oder das grosse Erleben der letzten Zeit. Nachts. Unten im Tale laufen die Bahnlinien vorbei. Und die ganze Nacht, rollend und brausend, fahren die Truppenzüge der Grenze zu. Alle fünf Minuten, alle zehn Minuten. Unaufhörlich die ganze Nacht. Kanonen, Kanonen, Kanonen. Und schweigende Menschen, heiter, entschlossen, ihr Sein zu opfern. Immer neue Züge, unerschöpflich, rollen durch die Nacht und künden dem lauschenden Ohre von dem einen Willen, der in diesem Augenblick ein Volk durchbebt. Das sind ja vielleicht alles mehr Dinge des Erlebens als des sichtbaren Gestaltens, aber was hülfe uns das Gestalten, wenn wir es nicht erleben könnten.

Alles in allem, wir lieben unsere Eisenbahnen und betrachten sie als ein Teil unseres Landes. Auch rein landschaftlich. Manches könnte ja noch besser werden und wird auch besser werden, wenn erst auch einmal die Ingenieure das Land mit liebender Seele betrachten lernen. Aber gerade diese Rücksichtslosigkeit, mit der die Technik ihre Ziele bisher verfolgt hat, hat sie vielen so unnötig verhasst gemacht. Es gibt doch überhaupt kein Gebiet im menschlichen Leben, wo nicht die verschiedenen Interessen Rücksicht aufeinander nehmen müssen. Die Technik war bisher ein Moloch, dem ohne Gnade jedes



Abbildung 47

Opfer gebracht werden musste. In Zukunft müssen auch hier die Interessen ausbalanciert werden. Es ist eine Aufgabe der kommenden Generationen, nicht allein auf die eine Schale der Wage zu drücken, sondern menschliche Kulturideen so allgemein zu machen, dass sie dem ganzen Volk geläufig werden und dass auch der Techniker der künftigen Zeit ganz von selbst genug Gefühl hat, um ihre Aufgaben bei seiner Arbeit als etwas ganz Selbstverständliches mit in Rechnung zu stellen. Wieviel Unheil hätte verhütet werden können, wenn der Techniker bisher immer das Bewusstsein gehabt hätte, dass es etwas zu schonen und zu schützen gibt. Beim Entwerfen der Bahnstrasse wird er nicht allein am Reissbrett zu sitzen und mit Kurven und Ordinaten zu arbeiten haben, sondern er wird sich auch den Ort daraufhin ansehen müssen, was es hier zu schonen, zu meiden, zu verbessern gibt. Es ist nicht nötig, dass er sich dem Stellvertreter Gottes gleich fühlt, wenn er mit seinem Lineal ankommt, dem jede menschliche Rücksicht zu weichen hat. Er hätte die eine Kurve, die er seinem Schienenstrange gab, und die etwas in unserem Sinne Wertvolles zerstörte, vielleicht mit leichter Mühe durch eine andere Kurve ersetzen können, die es erhielt. Es geschah nicht, weil eben das Bewusstsein fehlte, dass es etwas zu schonen gäbe. Denn wir können doch nicht ohne weiteres annehmen, dass der Techniker ein Mensch sei, dem es Freude macht, das zu zerstören, was andere hochschätzen. Es wäre ferner eine

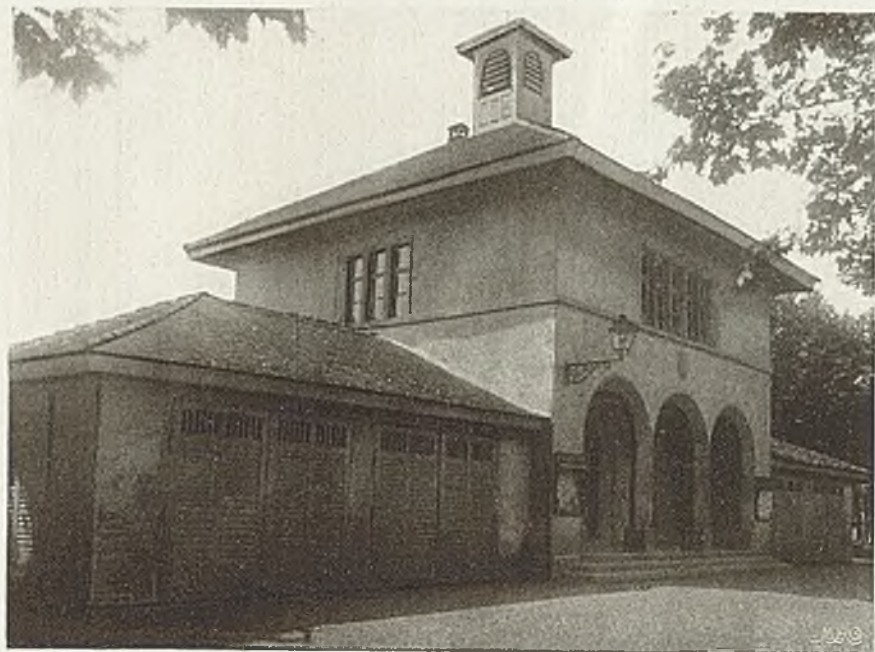
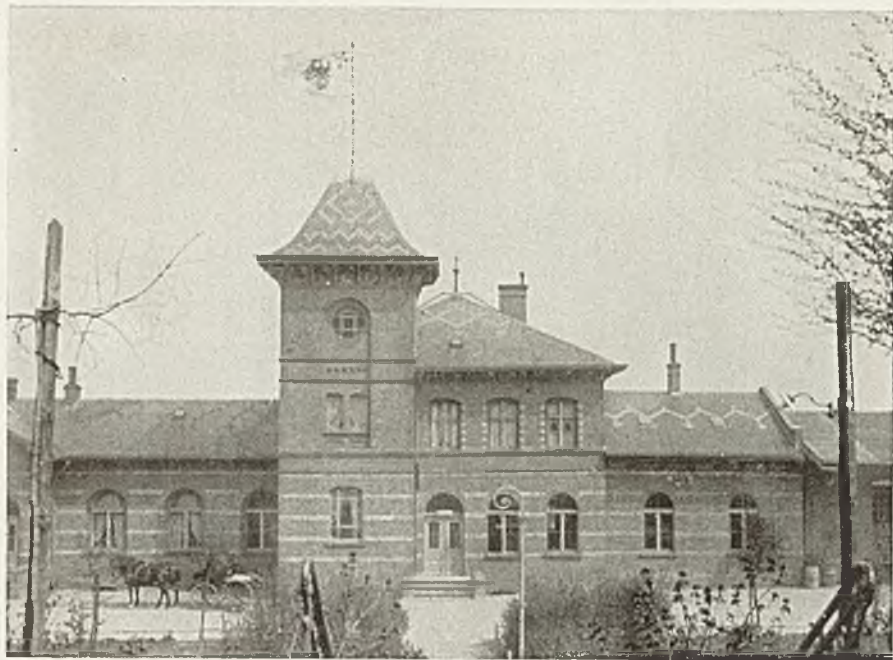


Abbildung 48

W 16-71



19

Abbildung 49



Abbildung 50

wichtige Pflicht der Bahn, dafür zu sorgen, dass auch rechts und links von ihrem Wege Leben und Schönheit aufwüchse. Das Bepflanzen der Bahndämme mit Bäumen ist nicht möglich. Einesteils könnten die Stämme und Wurzeln bei Sturm schwere Gefahren für die Sicherheit des Bahnkörpers bringen; des weiteren würde man auch mit einem zu weitgehenden Zupflanzen unangenehme Begleitzustände für die Reisenden schaffen, die einesteils eine gewisse freie Aussicht wünschen, andernteils unter dem fortwährenden Vorbeihuschen naher Baumstämme leiden würden. Dagegen könnte man doch mit dem Bepflanzen der Dämme mit Gebüsch und anderen Pflanzen, die den geringen Grasertrag zum mindesten ersetzen würden, etwas weiter gehen und oft den Eindruck trostloser Kahlheit und Öde verwischen, wodurch auch dem Vogelschutz ein grosser Dienst getan wäre.

Das was so hässlich ist, hängt meist gar nicht mit dem Wesen der Eisenbahn zusammen, sondern es ist hässlich, weil alles, was von 1860 bis 1905 entstand, sehr hässlich zu sein pflegte. Nur muss man leider feststellen, dass damals, um die Mitte des 19. Jahrhunderts, noch viel mehr Haltung da war, als später. Man vergleiche nur einmal einen Bahnhof aus der Zeit vor 1860 mit einem aus späteren Jahren (Abb. 48 und 49), um den Rückschritt zu erkennen, der auf dem Gebiete der reinen Architektur heute ja grossenteils überwunden ist. Auch in der Behandlung ihrer gesamten Umgebung hat das Eisenbahn-



Abbildung 51

wesen viel Übles getan. Abb. 50 ist so recht charakteristisch für das konfuse Bild, das uns diese Zeit rechts und links vom Schienenstrang hinterlassen hat und wie es hoffentlich bald ganz der Vergangenheit angehört.

Ein Sonderkapitel ist eine Abart der Eisenbahn, Bergbahnen
die Bergbahn. Auf sie lässt sich die warme Freundschaft, die wir sonst den Eisenbahnen entgegenbringen, nicht ohne weiteres übertragen. Sie bilden, in den meisten Fällen wenigstens, einen geilen Trieb an dem sonst so gesunden Stamme. Denn sie dienen nicht der Art von Verkehr, der Nah und Fern verbindet, Güter vermittelt, der die Völker nahe bringt und, wenn sie des grossen Zieles vergessend, in blutigen Streit verfallen, ihnen mit seinen Schienensträngen eine der wichtigsten Waffen wird, sondern sie dienen dem Verkehr, den wir Touristenverkehr nennen. Nun wäre es ja an sich auch ein ethisches Ziel, den Tausenden, die Erholung suchend in das Gebirge hinaufsteigen, Beförderung zu verschaffen, wenn diese Tausende mit den Bergbahnen Erholungsstätten aufsuchten und Erholung gewannen. Diesen Tausenden soll nun aber auch die „Bergeinsamkeit“ erschlossen werden. Wenn man zugibt, dass es etwas Herrliches um diese Bergeinsamkeit ist, so muss man wohl auch ohne weiteres verstehen, dass dies Herrliche aufhört zu sein, wenn der Einsamkeit ein Menschenstrom zugeführt wird. Die Tech-



Abbildung 52

nik gibt allen Beliebigen ohne Wahl die Möglichkeit, scharenweise in Hochgebirgsgebiete einzudringen, die allen denen teuer und heilig waren, die sie sich bisher mit ihrer Tüchtigkeit erkämpften. Denen, die nicht wissen, was das ist, predige ich hier tauben Ohren. Sie werden nicht fühlen, was Besonderes daran sein soll, so unnötig früh aufzustehen, sich im Schweisse ihres Angesichts abzuplagen, Gefahren, ja dem Tode zu trotzen, um ein „Panorama“ abzumachen, das sie sich nun in einer kleinen Stunde Bahnfahrt kaufen können. Sie werden nicht begreifen, dass nicht das „Obensein“ sondern das „Hinaufkommen“, dass nicht der Siegespreis, sondern der Kampf es ist, der den Helden ausmacht. Würde man den sämtlichen Bergbahnen den Betrieb einstellen, so erweise man sicher den grössten Dienst den Touristen selber. Denn sie würden dann gezwungen sein, sich selbst ein Stück dieser Bergwelt zu erobern und sie würden von der bescheidensten Höhe, die sie aus eigener Kraft errungen, tausendmal mehr Freude, Gesundheit, inneren Gewinn erlangen, als von dem Abfahren der Wengern-Alp, des Gornergrats und der Jungfrau zusammen. Man komme da doch nicht immer mit der Ausrede, dass die Bergbahnen auch den Gebrechlichen die Schönheiten der Gebirgswelt vermittelten. Denn wer hinginge, um sich die Züge voll Lahmer und Kranker zu betrachten, würde eine kleine Enttäuschung erleiden. Zum zweiten ist es auch nicht richtig, dass die Bahn denen die Schönheiten



Abbildung 53

der Gebirgswelt vermitteln könnte. Diese ist nicht derart, dass man in hellen Haufen hinauffahren könnte, oben Susanna im Bade überraschte und dann mit dem nächsten Zuge wieder herunterführe. Aber nicht allein, dass sie selbst die Geprellten sind, sie verderben auch den Ort, den sie mit ihren Scharen bevölkern, indem sie all das triviale Rüstzeug an Bauten, Gerät und Gedanken mitbringen, von dem der Bergsteigende sich befreien muss, wenn er den Gipfel besiegen will. Der Ort, an dem alle zwei Stunden die Endstation hundert Touristen aus der Grossstadt ausspeit, ist für alle Zeiten entweiht. Die Bergbahnen, die die stille Erhabenheit der Alpeneinsamkeit „vermitteln“ möchten, vernichten sie vorher.

Sie sind nun gebaut, und ihr Betrieb kann nicht eingestellt werden, wenn nicht ein gütiges Geschick es fügt, dass sie pleite gehen, was wegen ihrer sehr schlechten Rentabilität durchaus nicht in das Gebiet der Unmöglichkeiten gehört. Aber man sage sich, dass es nun genug und dass es wirklich nicht nötig sei, jeden Berggipfel mit einer Bahn zu beglücken. Man kann manchmal schon von einer Hypertrophie der Technik reden. Es ist durchaus verständlich, dass es den Ingenieur reizt, das kühne Problem zu bewältigen, seine Schienenbahn einem Bergriesen der Alpenwelt aufzuzwingen und das Staunenswerte zu erreichen, dass seine Lokomotive den Gipfel erklimmt, der noch vor hundert Jahren als unerreichbar selbst für den kletternden menschlichen Fuss angesehen wurde. Der



Abbildung 54

Beweis, dass es geht und dass die Technik alles überwindet, ist ja nun erbracht, es hat keinen Sinn, einen einmal geführten Beweis immer zu wiederholen. Unsinnig und frivol wäre es deshalb, wollte man jetzt jedem Bergriesen seine Schienenbahn aufhängen. Es darf hier nicht die Rücksicht mitsprechen, ob mit allen diesen weiteren unnützen Bahnbauten für die Unternehmer oder die Hotels Geld zu gewinnen sei. Geld ist mit gar manchen unsittlichen Dingen zu gewinnen. Aber der Volkswirtschaftler weiss, dass nur der Gelderwerb ein Volk wahrhaft bereichert, der nicht allein die Goldstücke vom einen zum andern rollen lässt, sondern das Volk mit dauernden Werthen beschenkt.

Der durch die Bahnanlage selbst angerichtete Schaden ist auch nur aus grosser Entfernung gesehen geringer, als man im allgemeinen glaubt. In den Riesenabmessungen verschwindet zwar Geleise und Zug und wenn nicht hie und da das geradlinige Stück eines Bahnkörpers sichtbar wird, das sehr wenig dahin gehört, würde man vielleicht von unten nichts wahrnehmen. Wie sehr diese Anlagen selbst aber eine schreiende Disharmonie mit dem eigentlichen Zauber der Bergwelt bilden, wird man aus den Abb. 51 bis 54 wahrnehmen können, die auch dann noch bestehen bliebe, wenn die Bahnbauten etwas weniger geschmacklos und mit etwas mehr Verständnis für Linienführung und Anpassung an das Terrain gehalten wären.

In vielen Dingen war es zur Zeit der Dampflokomotive noch besser. Das Gewirr der Drähte und der Leitungsmasten, die heute die Stromzuführung übernehmen, hat dafür gesorgt, dass auch die Strecke zu den schreiend verunstalteten Teilen des Berglandes gehört.

VI.

Siedelungen

WAS wäre die deutsche Landschaft ohne die menschlichen Behausungen, die uns das Leben innerhalb unseres Volkes mit seinen Ständen, Gewohnheiten, Neigungen, seinen Freuden und Leiden stärker und eindringlicher sichtbar macht, als die Erscheinung der Menschen selber? Reisende, die lange in Amerika waren, erzählen, dass die Fahrten durch die unendlichen Waldtäler des östlichen Kanada zuerst sehr anziehend gewesen wären, dass aber das vollkommene Fehlen jeder menschlichen Ansiedlung auf langen und weiten Strecken mit der Zeit eine Art Bangigkeit hervorgerufen hätte, die sich schliesslich zur Furcht, ja zur quälenden Sehnsucht gesteigert hätte, nur wieder einmal ein Dach über die Baumwipfel schimmern, einen Kamin im Tale rauchen zu sehen. Wohl kann man es verstehen, dass derjenige, der lange im Weltgetriebe stand, in die Bergeinsamkeiten hinaufsteigen, in dunklen Wäldern sich verlieren möchte, in denen nichts mehr an den Menschen und seine ewige Betriebsamkeit erinnert. Er tut es zeitweise und im sicheren Gefühl des Besitzes der grossen Sozialgemeinschaft der Menschen. Furchtbar, ja unausdenkbar ist aber das Geschick eines Robinson Crusoe, der sich für ewig von ihr geschieden sieht.

So kann man, ohne allzu paradox zu sein, aussprechen, dass das Schönste der Landschaft die menschlichen Behausungen seien. Sie bilden die Sammelpunkte für alle Beziehungen der toten und lebenden Natur, zu denen alle Wege hinleiten, für die die Flüsse und Ströme ihr Wasser die Täler herunterlaufen lassen, für die die Früchte der Felder wachsen, die Wälder ihre Bäume, die Felsen ihre Steine spenden.

Von diesen Häusern, Gärten, Dörfern, Städten und Schlössern war in der Folge dieser Bücher schon eingehend die Rede. Werden sie hier noch einmal zum Thema, so geschieht es nicht, um sie wieder auf ihre Sondereigenschaften, als vielmehr ihre Beziehung zum Landschaftsbild zu untersuchen.

Von welcher Bedeutung auch nur ein kleines Einzelbauwerk für die Landschaft wird, lässt sich oft beobachten. Es erscheint vielleicht nur als ein kleiner Fleck im grossen Bilde, aber dieser Fleck kann bestimmender auf das Ganze einwirken als sämtliche anderen Bestandteile zusammen. Auch in einem Felsen, einem Flusslauf, einem Gehölz oder in der Silhouette eines Hügelzuges kann sich viel Ausdruck verdichten, aber in der Landschaft tritt uns bei Felsen, Wasser und Baum Fleisch von ihrem Fleisch entgegen. Mit dem menschlichen Bauwerk kommt ein neues hinzu, und wie der beseelte Mensch alles himmelhoch überragt, was an räumlicher Ausdehnung ihn übertrifft, so gewinnt auch sein Werk Geist von seinem Geist und über-

ragt in Gut und Böse alles Sichtbare. Mit unsichtbaren Schwingen beginnt er sich über Berg und Tal auszubreiten, und die Gesinnung dessen, der das Werk schuf, schickt sich an, über das Land seine Herrschaft anzutreten. Fände hier immer nur die Schönheit des menschlichen Geistes ihren Ausdruck, so stände es gut um das Gesicht unseres Landes. Denn ein edles Bauwerk veredelt die Landschaft; ein gemeines aber drückt sie herunter, auch wenn sie sonst die Umgebung unverändert läßt.

Sucht man dem Gesetzmässigen dieser Wechselbeziehung zwischen Bauwerk und Landschaft nachzugehen, so rufe man sich zunächst das zurück, was im II. Teile in dem Kapitel über die Tektonik der Landschaft gesagt war. Es war dort darauf hingewiesen, dass die Erdoberfläche nicht nur aus unwillkommenen Unebenheiten bestände, die als störend beseitigt oder hingenommen werden müssten, sondern dass ihr Rhythmus voll des herrlichsten Lebens für uns wird, wenn wir ihr Ansteigen, Gleiten, Aufbäumen und Abstürzen, ihre Zacken und weichen Rundungen, die Bewegungen ihrer Täler und Flussufer, die Terrassen ihrer Hänge und die Weite ihrer Ebenen recht mit dem Auge zu deuten wissen.

Das Wesen dieses Reichtums ganz zu erkennen, ist die Vorbedingung zum künstlerischen Schaffen innerhalb der Natur. Denn diese bewegte und lebendige Gestaltung der Erdoberfläche kann durch nichts mehr gesteigert, ge-

klärt und zum raschen Erkennen für jedermann gebracht werden, als durch die Bautätigkeit des Menschen. Genau so allerdings, wie die Plastik der Landschaft durch die Kunst des Menschen aufs höchste gesteigert, ja eigentlich erst sichtbar gemacht und bis zur Vollendung verklärt werden kann, genau so kann das Bedeutsame und Schöne des tektonischen Aufbaues der Erde durch eine üble Bautätigkeit verdeckt, ja vollkommen vernichtet werden.

Es kann nicht die Aufgabe sein, Regeln oder Leitsätze aufzustellen, nach denen das Bauwerk in die Landschaft gesetzt werden soll. Denn das ist eine Tätigkeit des künstlerischen Schaffens, und dem ist durch Regeln kaum aufzuhelfen. Handelt es sich hierbei, wie überall in der Kunst, um ein gesetzmässiges Schaffen, so müssen doch diese ungeschriebenen Gesetze wach in der Brust des Künstlers wohnen, bereit, in jedem Augenblick tätig hervorzutreten. Ist hier versucht, eine Reihe von ständig wiederkehrenden Typen zu zeigen und zu beschreiben, und entsteht so durch logische Aneinanderreihung eine Art System, so wird man doch sehr bald erkennen, dass die Grösse des Weltbilds der Enge eines Systems spottet, und dass man sich damit begnügen muss, an einigen Teilerscheinungen das Wesen des Ganzen zu erkennen.

Die Art, wie die Zeiten grosser künstlerischer Gestaltung ihre Bauwerke in die Natur zu setzen und diese dadurch zu steigern wussten, zeigt von einer vollendeten



Abbildung 55

Vaubanbrücke, Rothenburg o. T.



Abbildung 56

Kunst der Beherrschung der Landschaft. Man lasse unser deutsches Land an unserem Auge vorüberziehen und suche dem Grunde jeder glücklichen Gestaltung nahe-zukommen. Man entsinne sich all der hochgelegenen Abhänge über dem Flusse, die nun in ihrer Terrassenform erst dadurch recht sichtbar und aller Welt erkennbar geworden sind, dass die Wallmauern einer Stadt sich hart auf ihren Rand aufsetzten, während die flachen Gassen und Plätze, Mauern, Dächer und Gärten aufs entschiedenste das Wesen der Hochebene sichtbar machen und ihre rhythmische Eingliederung in das Gesamtlandschaftsbild erklären. Häufig war die Terrassenform in der Natur nur angedeutet, gleichsam erst im Fundament angelegt, und trat nun durch die menschliche Kunst plötzlich so klar in Erscheinung, dass jetzt jedermann den Rhythmus der Landschaft erkennen musste. Wer weiter sah, wusste, dass hier ein Stückchen Natur gleichsam die Vollendung durch den Menschen verlangt hatte, und dass dieses Stück Erde nicht allein seinen letzten und klarsten Ausdruck fand, sondern dass es auch diese und keine andere sein musste, wie sie hier gesetzmässig entwickelt war.

Oder man denke an die einsame Bergspitze, die als isolierte Erhebung dadurch vor allen ausgezeichnet wird, dass ein Bauwerk seinen Gipfel krönt und ihn dadurch noch einsamer ragend, noch trennender geschieden von den Hütten und Häusern der Täler erscheinen lässt.

Oder wie umgekehrt nichts das Wesen der Ebene

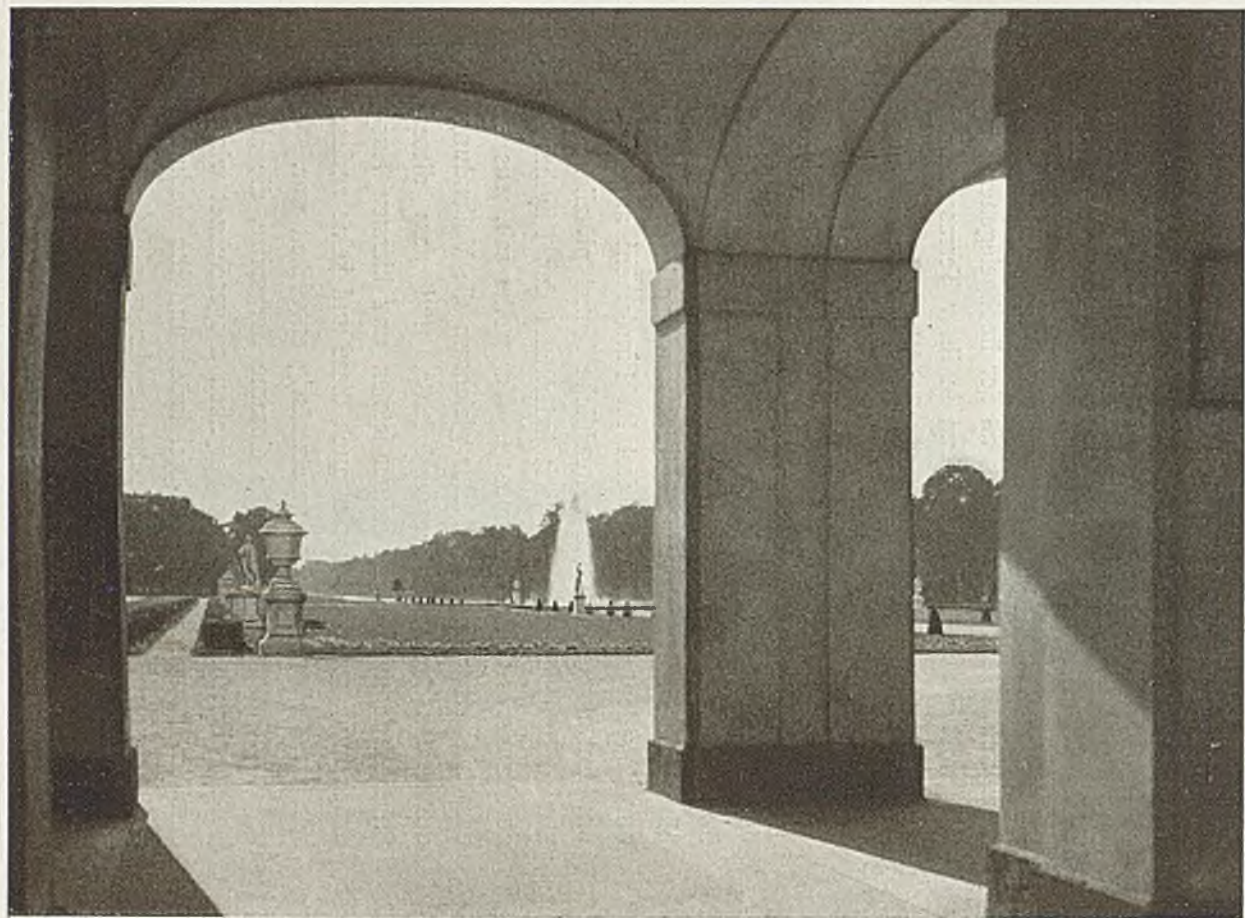


Abbildung 57

so klären und deuten kann als der räumlich doch immerhin beschränkte Schlossgarten von Schwetzingen, von Nymphenburg oder Schleissheim, in dem alles, von der Zufahrt durch die Hauptstrasse des Städtchens an, dem Schlosshof, den Zirkelbauten, dem Gartenparterre, den Alleen, Kanälen, Baumdickicht und der weiten Perspektive über die Fluren jenseits der Mauern die vollendetste Beherrschung und letzte künstlerische Verklärung der Ebene bedeuten, derselben Ebene, die durch mangelnde Gestaltung so grauenvoll öde und unerträglich langweilig werden kann.

Andererseits finden wir leider auch genug Beispiele für die gänzliche Gestaltungsunfähigkeit der Epoche, die hinter uns liegt, die blind und ahnungslos bei ihren räumlichen Gruppierungen an der tektonischen Erscheinung der Erde vorübergegangen ist. Besah sich früher der Künstler mit offenem Auge das Weltbild, nahm die Elemente der zu gestaltenden Materie in sich auf und schuf mit divinatorischer Sicherheit das einzige, so nahm sich jetzt der Tiefbaumeister die Karte her und teilte auf der Projektion der Ebene ein. Unliebsame Störungen durch das sich bockig benehmende Terrain wurden ignoriert oder ausgeglichen, so gut oder so schlecht es gehen wollte. Auf diesem Wege sind die neuen Städte, Kolonien und Einzelhäuser entstanden, die nicht allein einen Faustschlag in das Antlitz der Erde bedeuten, sondern durch die mangelnde Beziehung zu ihr auch jeder nüchternen,

praktisch-materiellen Ausnutzung des Terrains entbehren; Dinge, die früher jedem Bauer und jedem Maurer geläufig gewesen sein müssen. Warum laufen bei alten Städten die Gassen so wundervoll natürlich, warum ist die Uebersicht so leicht, warum geleiten sie uns so freundlich mit sanftem Zwang zu den Brennpunkten des Lebens, den Rathäusern, Kirchen, dem Schloss und zu den Plätzen mit weiten Aussichten? Warum ergeben sich überall wie von selbst Gelegenheiten zum Erblicken und Abrollen schöner Häuserreihen, Durchblicke, zu Terrassen mit fruchtbaren Gärten und zu schattigen Lindenplätzen mit Blicken weit ins Land? Warum steigert das alles unser Lebensgefühl in so hohem Grade und warum waren alle die modernen Siedelungen so grauenvoll unerfreulich, so unübersichtlich, und warum lassen sie nirgends die einfach sinnvollen Anlagen zu, die das Leben schön machen und um die wir heute jeden alten Sitz beneiden?

Für die, die durchaus alles missverstehen wollen, ergibt sich aus dem Gesagten vielleicht nur die Aufforderung, dass alle alten Anlagen kopiert werden müssten. Für die, die den Sinn verstehen wollen, wird es leicht begreiflich sein, dass hier nur der zu allen Zeiten übliche Weg empfohlen werden soll, vorbildliche Werke auf ihren Sinn und Mittel zu untersuchen, um das eigne Schaffen frei und unabhängig zu machen. Wollte man das Sinnvolle, ja einzig Notwendige dieses Vorgehens leugnen, so müsste man sich schon zu der Behauptung versteigen,

dass jene alten Anlagen keine grossen Leistungen seien, dass die Gestaltung unseres Landes, wie es uns allen vor der Seele steht und wie wir es lieben, nichts wert sei, so dass es aus der unablässigen Arbeit unserer Vorfahren durch die Jahrhunderte hindurch nichts mehr zu lernen gäbe. Wer solchen geistigen Hochmut auf sich nehmen möchte und noch angesichts der Entstellung unseres gesamten Landes weiter zu vertreten den Mut hat, bei dem dürften allerdings auch alle weiteren Beweisführungen vergeblich sein.

Wollte man die Möglichkeiten der Komposition in der Landschaft auf ihre einfachsten Fälle einteilen, so kämen wir etwa auf folgende Haupttypen: Die Bebauung der Ebene und, den Gegensatz dazu, die Gipfelbebauung des isolierten Berges. Zwischen beiden steht die Terrassenbebauung, die entweder den Rand einer Platte einnimmt oder auch auf der Zwischenterrasse eines Berges liegen kann. Ferner die Bebauung der Berglehne selber, die Bauanlage am Fusse der Bergwand (die oft durch den Gegensatz der Gipfelbebauung gesteigert wird und häufig Hand in Hand geht mit der Uferbebauung am Flusse oder am See). Endlich das Bauwerk auf der Talsohle, was wiederum Hand in Hand gehen kann mit der Bebauung der Talwände und einen Sonderfall findet in der Bebauung der engen Schlucht mit steilen Wänden. Alle diese Fälle vermengen sich natürlich, bilden Grenzfälle oder treten zu Gruppen zusammen.

Landschaftlich-architektonische Raumgedanken

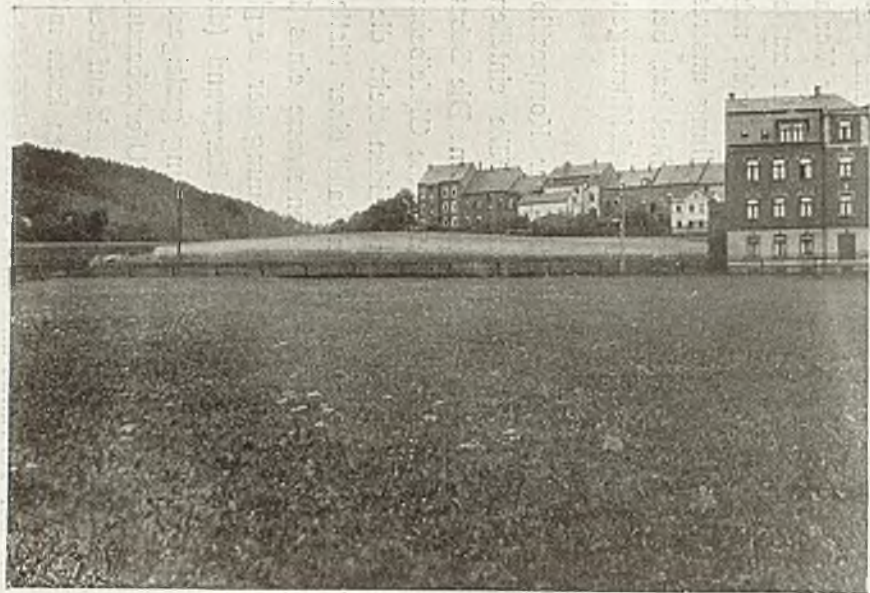


Abbildung 58

Es hat vielleicht den Anschein, als ergäben sich diese Fälle so natürlich aus dem zur Verfügung stehenden Gelände, dass es keiner Kunst bedürfe, um sie sichtbar zu machen. Dass dies nicht der Fall ist, beweisen die unzähligen Bauanlagen unseres Vaterlandes, in denen Unfähigkeit zur Gestaltung es erreicht hat, dass auch die reizvollsten und charakteristischsten Gelände so sinnlos bebaut sind, dass von Tal und Fluss, Berghang und Gipfel nichts mehr übrig geblieben ist und ihre Sichtbarkeit, anstatt eine Steigerung zu erfahren, vernichtet worden ist.

Keine Lage eines Bauwerks verleiht der Landschaft so den Ausdruck des Bedeutenden, wie die Gipfelbebauung, ja für die Lage der Burg oder des Schlosses scheint sie die Eigenschaft zu sein, die der naive Sinn als Wichtigstes erwartet. Und in der Tat ist eine solche Lage geeignet, ein Gebäude ohne weiteres vor allem anderen hervorzuheben, und ein paar Mauern in beherrschender Stellung ihr Gepräge als „Schloss“ zu verleihen (Abb. 59). Manche alte Bergfeste verdankt allein der Herrlichkeit ihres Bergsockels ihren Ruhm. Aber sehr häufig geht es auch umgekehrt: die schlichte, sonst nie beachtete Erhebung erhält ihr Bedeutsames, ja ihren scheinbar alles andere überragenden Rang allein in dem Bauwerk, mit dem sie bekrönt ist. Das braucht nicht immer eine Burg oder ein Schloss zu sein; auch eine Warte, eine Kapelle, ja selbst ein einzelner Baum (siehe I. Teil Abb. 157) vermag diese Aufgabe zu erfüllen.



Abbildung 59



Waldhaus

Abbildung 60



Abbildung 61



Abbildung 62



Abbildung 63



Abbildung 64

Kirche auf Höhe Landrin 9. (St. Clemens)



Abbildung 65



Abbildung 66



Abbildung 67



Abbildung 68



Abbildung 69

Nicht jedes auf steiler Höhe gelagerte Bauwerk bedeutet eine Gipfelbebauung. So erkennt man auf Abb. 70 oder auf 71 am Rande der Talwand ganz im Hintergrunde hochgelagerte Schlossgebäude, die durchaus den Typus der Terrassenbebauung vertreten. Sehr viele Schlösser, ja auch ganze Städte, wie zum Beispiel Rothenburg ob der Tauber (Titelbild und Abb. 55) sind so angelegt. Sicher ist diese so oft meisterhaft zum Ausdruck gebrachte Randbebauung zuerst einmal Verteidigungszwecken entsprungen. Es war bei den Kampfmitteln früherer Zeiten strategisch sehr naheliegend, sich auf einer umfangreichen Hochplateaufläche auszubreiten, deren grösster Teil schon durch die von der Natur gegebenen steilen Abstürze geschützt war, die dann durch hohe Wall- und Sockelmauern noch steiler und schwerer zugänglich gemacht wurden. So wurde der schwieriger zu verteidigende Teil, der der Hochebene zugekehrt war, doch nur zu einem Bruchteil der Gesamtumwehrung, und auch dieser wurde häufig so weit vorgeschoben, dass irgendeine Senkung Gelegenheit zu neuen künstlichen Terrassen gab (Abb. 73).

Der Festungswert dieser Anlagen ist längst geschwunden. Ihre raumbildende Bedeutung ist die gleiche geblieben und wird, genau wie die Säulenordnung des Altertums oder die Gewölbe gedanken des Mittelalters in dem goldenen Buch unseres Formenschatzes lebendig erhalten bleiben, mögen auch längst die zwingenden Gründe ihrer Entstehung geschwunden sein. Es werden neue Raum-



Abbildung 70

gedanken vermöge neuer Zwecke und neuer Konstruktionsformen hinzukommen, aber wehe denen, die die Axt an den grossen Stamm des Kulturschatzes legen möchten, weil sie kurzsichtig nur beobachteten, dass der Baum einige neue Triebe ansetzte.

So ist es bis heute noch immer das einzige Natürliche geblieben, dass ein Abhang, dessen Rand betont werden soll, sich in ragenden Mauern oder Gebäuden aufwärts fortsetzt. Wir finden die Form in höchst unkriegerrischen Gartenterrassen durch ungezählte Variationen fortgesetzt. Dornburg mit seinen Rosengärten, dem bevorzugten Sommersitz Goethes, ist so angelegt. Man kann beinahe den Satz aussprechen, dass die Errichtung von vorgeschobenen Bauten auf hohen Fundamenten oder die Anlage von Terrassen bei bebauten Talrändern eine unerlässliche Bedingung sind. Rücken die Häuser zurück, lassen sie einen ungestalteten Streifen zwischen sich und dem Abhang liegen und wenden sie ihre ungestalteten Rückseiten dem Tale zu, so wird man stets das peinliche Gefühl haben, dass die Bebauung die ungeschriebenen Gesetze des Geländes nicht verstanden haben, dass sie das Pfund, das die Natur ihnen hier bot, nicht wuchern liessen. Die Behauptung, dass solche guten Bebauungen an zu hohen Kosten gescheitert wären, ist nichts als die faule Ausrede des Nichtskönners, dessen Phantasie nicht so weit reicht, um die tausend Möglichkeiten praktischer und einträglicher Ge-



Abbildung 71

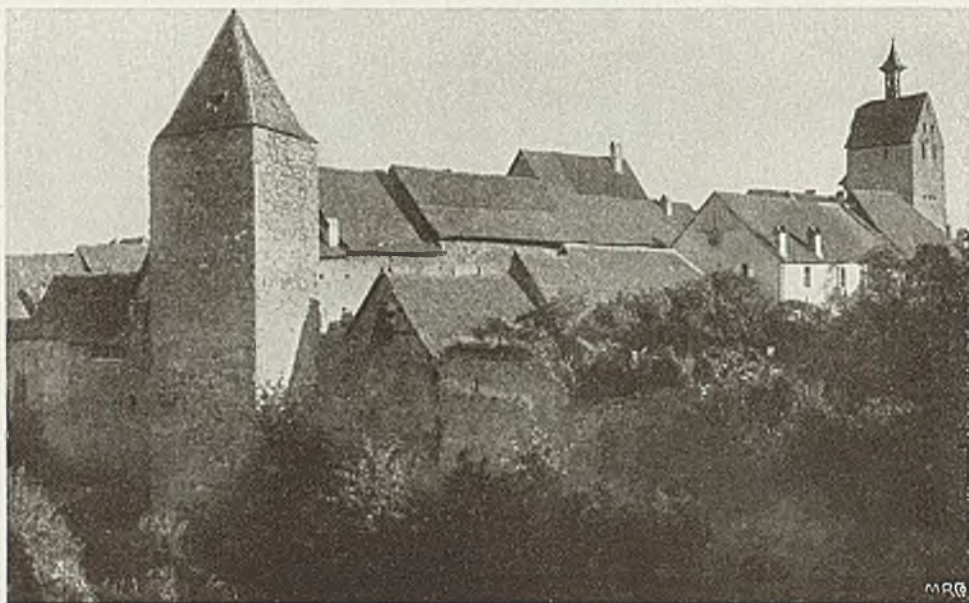


Abbildung 72



Abbildung 73



Abbildung 74

staltungen zu erkennen, die sich ihm geboten hätten. Und es liesse sich rechnerisch in jedem einzelnen Falle nachweisen, dass durch geschickte Ausnutzung des Geländes, durch Entstehen neuer, gut benutzbarer Stockwerke, benutzbarer Gartenterrassen, verminderter Kosten für Erd- und Felsaushebungen alle Mehrkosten sich reichlich ausgeglichen hätten, ganz abgesehen davon, dass durch jede gute Gestaltung der Gesamtbesitz in eine höhere Wertstufe steigt.

Deshalb ist es so betäubend, zu sehen, dass in jungen oder rasch wachsenden Städten in schönem bergigen Gelände von den Höhenrücken nichts als schlecht proportionierte und unklar gelagerte Hinterfronten herunterblicken, die dem ganzen Stadtviertel den Charakter des schlecht angelegten Arbeiterquartiers oder des übelsten Kleine-Leuteviertels verleihen (Abb. 75). Nicht als ob es an den Kleine-Leutewohnungen läge. Auf Abb. 76 sieht man solche in schöner Anpassung an das Gelände, und in Abb. 77 ein anderes Beispiel aus Italien, das beinahe monumental genannt werden kann.

Die Abb. 78 bis 87 zeigen Beispiele für verschiedene Randbebauungen, bei Städten, Burgen, Schlössern und Gehöften. Eine Variante hierzu bedeuten die Fälle, in denen es sich nicht um ein isoliertes Hochplateau, sondern um Zwischenterrassen handelt, hinter denen sich höhere Bergzüge erheben. Das bringt in der Erscheinung das Besondere mit sich, dass nicht mehr die Bauwerke



Abbildung 75



Abbildung 76



Abbildung 77



Abbildung 78



Abbildung 79



Abbildung 80



Abbildung 81



Abbildung 82



Abbildung 83



Abbildung 84



Abbildung 85



Abbildung 86



Abbildung 87

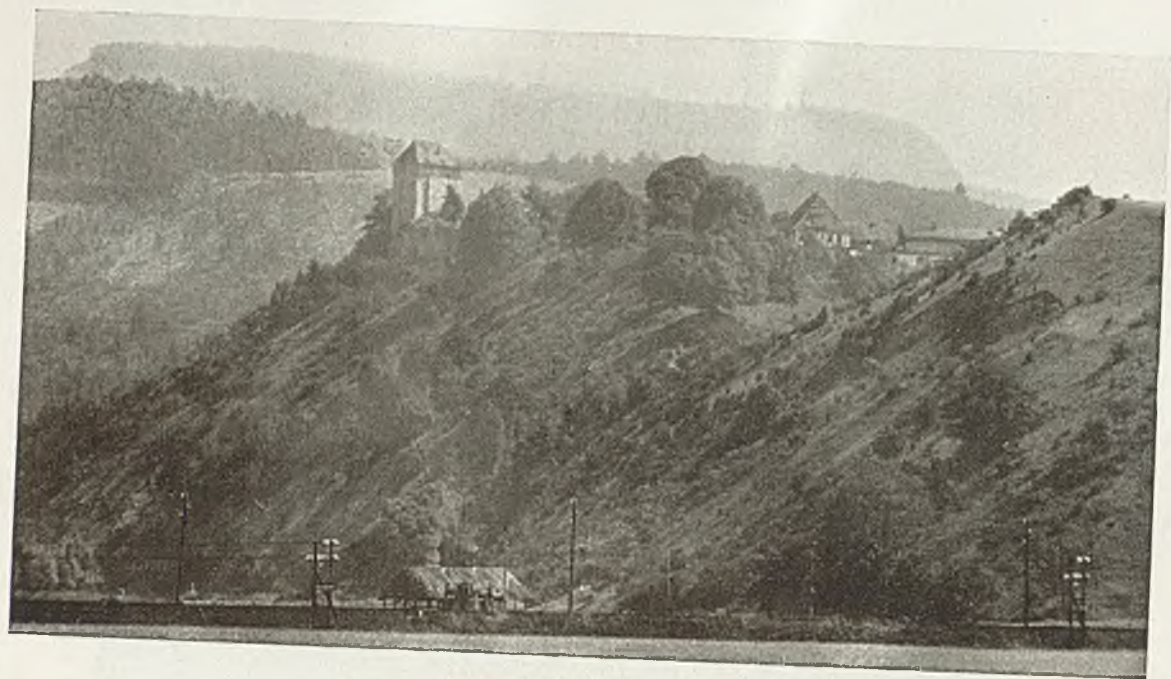


Abbildung 88

mit ihren Dächern und Türmen sich vom Himmel abheben, sondern dass sie durch eine dunkle Bergwand überragt werden, die nun ihrerseits mit ihren beruhigten Linien die Führung der Silhouette übernimmt. Das entstehende Bild ist sehr charakteristisch, denn die Bauwerke ragen nun zwar hoch über dem Tale, ducken sich aber gleichzeitig unter den Schutz der Berge.

Eine ganz andere Form entsteht, wenn die Bebauung nicht am Rande des Plateaus liegt, sondern sich an der schrägen Berglehne selbst hinzieht. In solchen Fällen ist natürlich eine Terrassenbildung als grosse zusammenfassende Form nicht möglich, wohl aber wird sie in den meisten Fällen in irgendeiner Form beim Einzelbauwerk wiederkehren. So zeigt Abb. 92 die besonders für Südtirol so charakteristische Erscheinung der weit über die Talwende versprenkelten weissen Höfe. Abb. 93 zeigt das einzelne Bauernhaus an der Berglehne, auf der man allerdings die Sockelbildung nicht erkennen kann, die in irgendeiner Form unerlässlich ist, wenn man das Stand-sichere des Eindrucks erhalten will. Häuser, die ohne jede Umrahmung aus der schrägen Fläche emporragen, sehen immer aus, als wären sie im Abrutschen begriffen. Auch wenn die Zubereitung und Gestaltung des Bodens darin besteht, dass man einfach eine Baustelle mehr oder minder einebnet, wie es etwa Abb. 152 oder 155 zeigt, wird sich keine klare Raumvorstellung ergeben.

Die Mittel, mit denen auch im kleinen Massstab eine

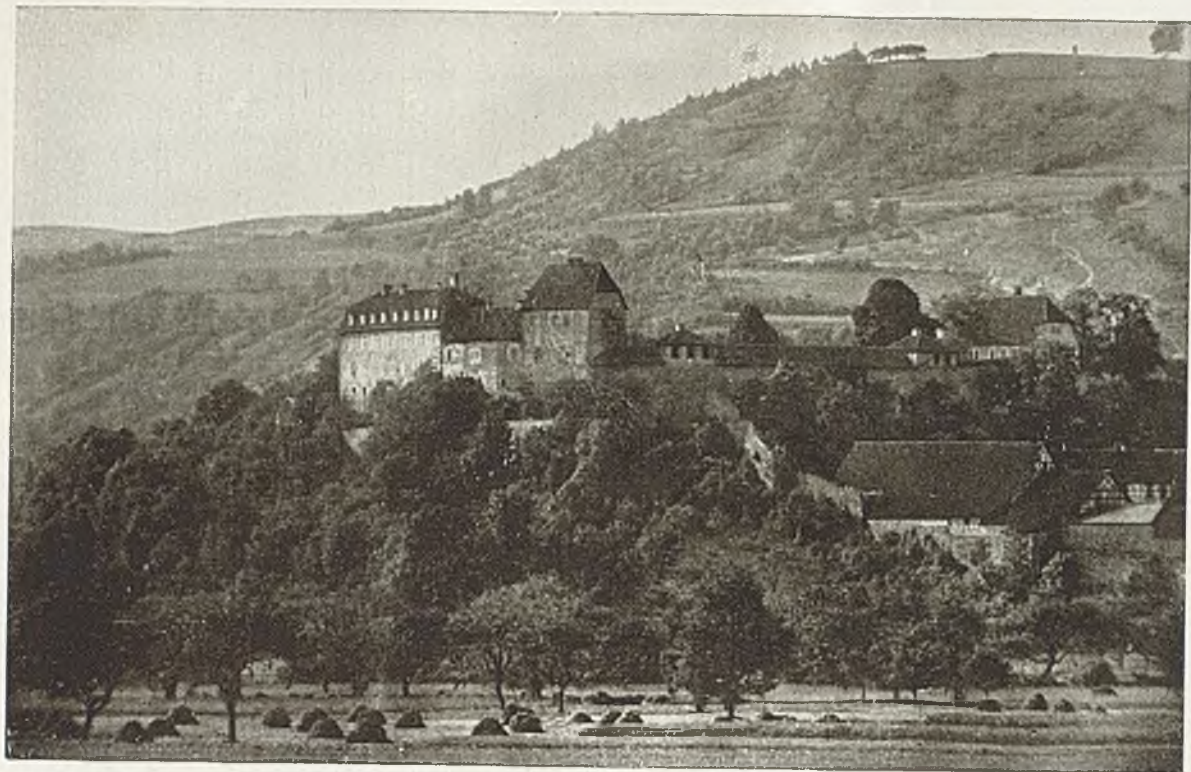


Abbildung 89



Abbildung 90



Abbildung 91



Abbildung 92



Abbildung 93



Abbildung 94



Abbildung 95

natürliche Verbindung mit dem Gelände hergestellt wird, sind sehr verschiedenartig. Auf Abb. 94 sehen wir die Terrassierung nur durch niedrige Mauern und Pflanzen gebildet, während auf Abb. 95 gar nur eine niedrige Kirchhofsmauer den Sockel bildet.

Auch wo im Gelände die Terrassierung nicht vorhanden, sondern gleichsam nur im Keime angelegt war, wird sie häufig die richtige Bebauung erzwingen. So sind auf Abb. 96 bis 99 auf Bauplätzen, die ehemals sicher nur aus Böschungen bestanden, klare und räumlich wohldefinierte Gesamtanlagen entstanden.

Ein sehr charakteristisches Bild bietet die Gipfelbebauung eines Berges, dessen Abhänge von der Bebauung frei bleibt, während die Stadt sich am Flussufer zu Füßen des Bergzugs lagert, wie es Abb. 101 zeigt. Eine solche Bebauung ist besonders charakteristisch für Ufer eines Flusses oder eines Sees, wo die Angliederung an den Rand des horizontalen Wasserspiegels die bandartige Komposition ergibt, wie sie Abb. 100 zeigt.

Die Bebauung der Talsohle selbst wird immer einen besonders traulichen und heimlichen Eindruck mit sich bringen, sei es, dass es sich um ein Dorf, Gut, Gehöft, Schloss oder auch eine Kirche handelt. Abb. 103 bis 114 zeigen eine Reihe von Beispielen.

Die Bebauung der Ebene muss mit weiten Blicken von der Ferne her rechnen. Es ist das Land der langer, schnurgeraden Alleen, der Durchblicke, Perspektiven und

Bauwerk
Natur
Seide



Abbildung 96



Abbildung 97

VIZARDI 12



132

Abbildung 98



Abbildung 99



Abbildung 100

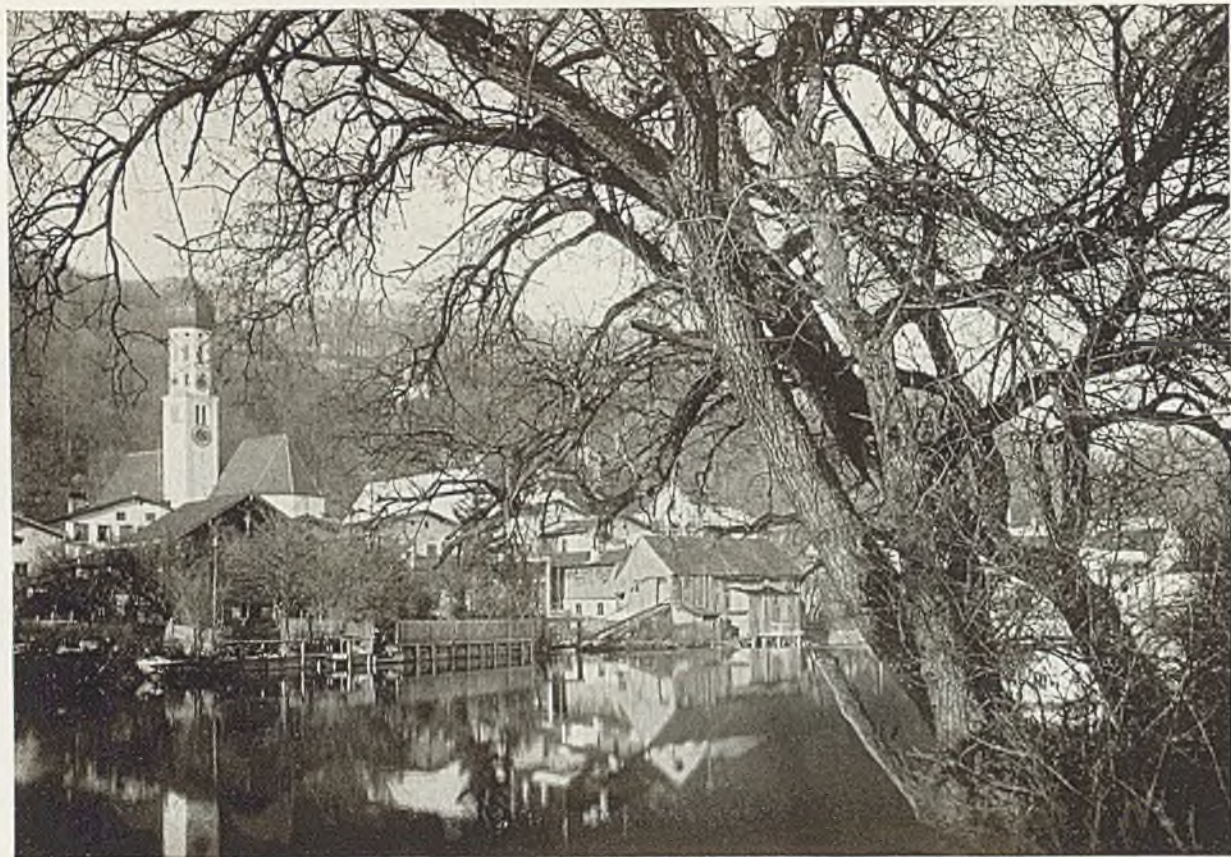


Abbildung 101



Abbildung 102



Abbildung 103



Abbildung 104

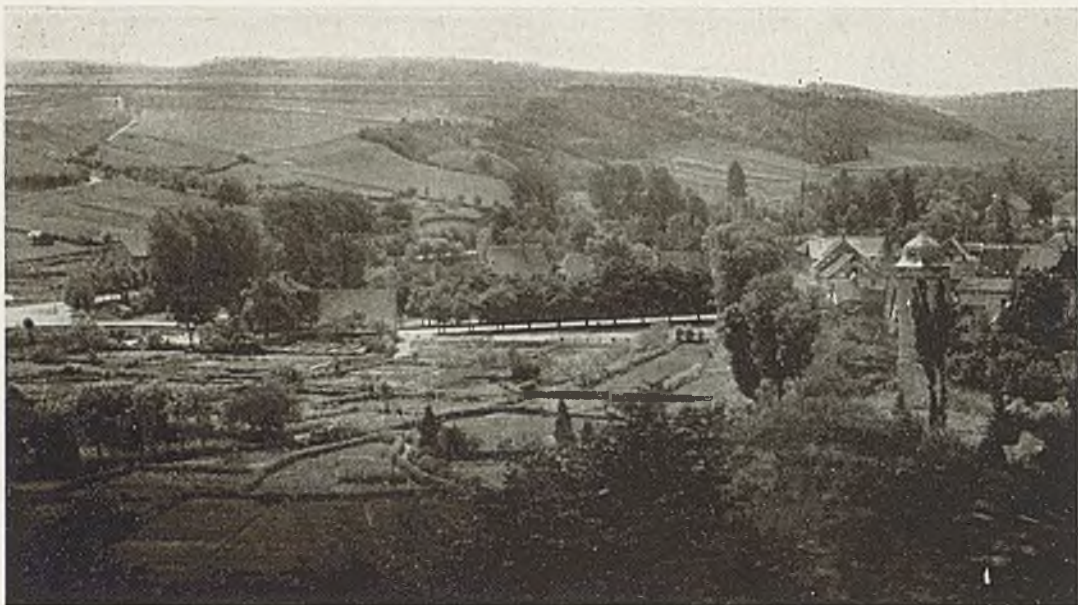


Abbildung 105

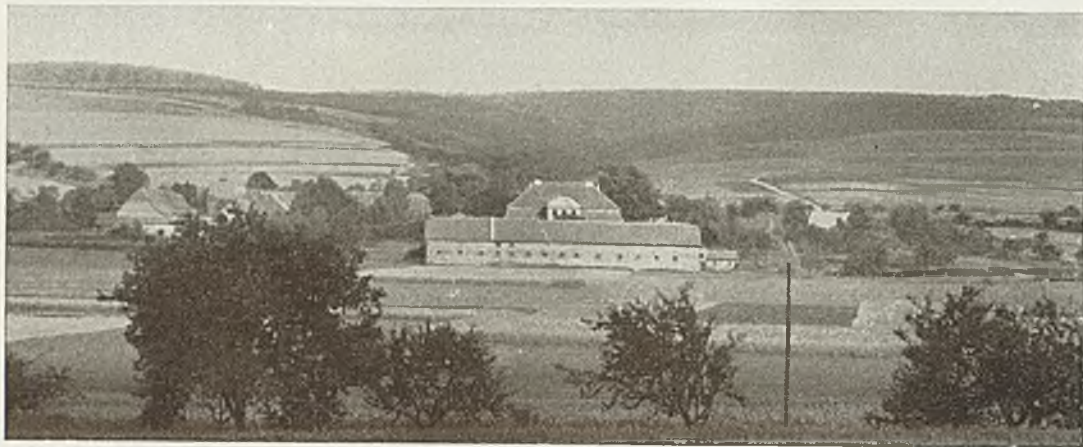


Abbildung 106



Abbildung 107



Abbildung 108



Abbildung 109



Abbildung 110

der ungehemmten Entwicklung in die Breite. Die im Anfang schon angeführten Beispiele der grossen Schlossgärten bieten das anschaulichste Beispiel dafür (Abb. 115).

Ordnet sich das Einzelbauwerk noch der überschaubaren Weite der Gesamtlandschaft unter, so dass es gleichsam eingebettet in sie erscheint, so verschiebt sich das Verhältnis im gleichen Masse, mit dem das Bauwerk wächst, oder je mehr viele von ihnen zu Gruppen zusammentreten. Kleinere Organismen, wie Güter, Dörfer oder Städtchen, ergeben noch überschaubare Gesamtbilder, in dem sie als Teil des Landschaftsbildes auftreten. Bei ihnen gibt es stets noch einen Standpunkt für den Beschauer, der entfernt genug ist, die Ansiedlung als Einheit zusammengefasst innerhalb der umgebenden Natur erscheinen zu lassen, und doch nahe genug, um die Physiognomie der einzelnen Teile deutlich erkennbar zu machen. Bei wachsender Annäherung an die Ansiedlung tritt aber bald die Umkehrung des Verhältnisses ein, wo nämlich die Stadt oder das Dorf nicht mehr als Teil der Landschaft sichtbar wird, sondern umgekehrt Teile der Landschaft im Rahmen der Bauwerke erscheinen, die sie bei glücklicher Gestaltung wie ein Juwel einfassen. Abb. 116 bis 121 zeigen einige schöne Beispiele hierfür.

Man könnte wohl den Schluss ziehen, je umfangreicher die Ansiedlung würde, um so weniger einfach überschaubar, weniger einheitlich im Gesamtbilde und beziehungsloser zur Landschaft müsste sie werden. Das

Städte



Abbildung 111



•04

Abbildung 112



Abbildung 113



Abbildung 114



Abbildung 115



Abbildung 116



Abbildung 117



Abbildung 118



Abbildung 119



Abbildung 120



Abbildung 121



Abbildung 122

ist nicht unbedingt der Fall. In flachen Gegenden ergeben sich dann allerdings nur noch verschiedene Randbilder; je stärker aber die Bodenbewegung ist, um so mehr Möglichkeiten sind der Bebauung geboten, eigene Plastik zu gewinnen, und bei mächtiger Tektonik der Erdoberfläche vermögen auch die ausgedehntesten Städtebildungen einheitliche Gesamterscheinungen zu ergeben. So füllt die Millionenstadt Neapel die Abhänge und Flächen zwischen Vesuv und Posilip derart, dass man in der Tat von einem einheitlichen und mit einem Blick zu überschauenden Stadtkörper reden kann. Aber auch in unserem Vaterlande, dessen Erdoberfläche keine so riesenhafte klare Monumentalität kennt, wie der Süden, finden wir genug Beispiele für den sichtbaren Gesamtaufbau grosser Stadtgebilde. Dies trifft zum ersten bei all den Städten zu, die, selbst im Tale liegend, von Höhen umgeben sind. Als besonders charakteristisches Beispiel kann hier Stuttgart genannt werden, das, obgleich die Bebauung der 80er und 90er Jahre alles getan hat, um das Gesamtbild zu verderben, doch dank seiner herrlichen Lage noch zu unseren schönsten landschaftlichen Städtebildern gehört, die als Einheit mit dem Auge gefasst werden können. Auch Elberfeld, Barmen oder Salzburg bieten von den Rändern der Talwände überschaubare Blicke. Ausserhalb Deutschlands bieten Edinburg oder Bergen klare Beispiele. Das Gegenspiel ist die Stadt, die isoliert auf dem Berge liegt, und so als städtebildliche Einheit er-

Neapel
Barmen
Edinburg

fasst werden kann. Das klassische Beispiel hierfür bildet Orvieto (Abb. 122), bei dem Randbebauung wie Silhouette in gleicher Weise die strahlende Schönheit dieses Städtejuwels enthüllen. In Deutschland vermögen Remscheid oder das heute gänzlich verunstaltete Zeulenroda ein in gewissem Sinne ähnliches Beispiel abzugeben. Eine dritte Möglichkeit bieten endlich die Stadtgebilde, die sich an einem Abhang heraufziehen und so vom Tale oder gegenüberliegenden Höhen aus gesehen als bebaute Flächen ansteigen, wie es etwa in Tübingen der Fall ist. Am Flusse oder an felsigen Küsten treffen wir diese Form besonders häufig, so in Lausanne, Genua und anderen Städten der Riviera. Das Wasser schafft in solchen Fällen die zur Betrachtung der aufsteigenden Stadt wand nötige freie Fläche, die Abstand genug verleiht, und höchstens in Hafentädten durch den Mastenwald der Schiffe das Stadtbild verschleiert (Abb. 123).

In all diesen Fällen war auch bei räumlich beträchtlicher Ausdehnung des Stadtkörpers die Möglichkeit für eine einheitliche Erscheinung des Gesamtbildes gegeben. Ein mächtiger Gestaltungswille muss aber diese Möglichkeiten auch zu benutzen verstehen, was bei den modernen Städteanlagen nicht geschehen ist. Zudem bedecken unsere modernen Riesenstädte heute Flächen, deren gleichzeitiger Projektion auf unsere Netzhaut sich unüberbrückbare Hindernisse in den Weg legen und die deshalb bestenfalls in zahlreiche Einzelercheinungen zerfallen. Selbst

das selten glücklich gelegene Paris bietet vom Montmartre gesehen doch nicht viel mehr als ein gigantisches Dächermeer, wenn nicht ganz klares Wetter die gegenüberliegenden Seinehöhen enthüllt. Von der Terrasse in Meudon rollt sich ein, wenn auch äusserst charakteristischer, so doch immer noch begrenzter Teil vor dem Auge ab, der allerdings deswegen so gegenwärtig bleibt, weil er eine Reihe wichtiger Punkte zusammenfasst und von einem reizvollen Vordergrund umrahmt wird (Abb. 124). Ganz moderne Städte, die zudem noch auf gänzlich flachem Boden liegen, wie etwa Berlin, sind landschaftlich überhaupt nicht mehr zu fassen. Die Bildvorstellung klammert sich dort daher stets an Innenansichten, einzelne Plätze oder Gebäude, da für ein Gesamtbild optisch keine Möglichkeiten da sind. Die Blicke vom Kreuzberg oder Spandauerberg ergeben winzige Teilausschnitte. Auch für den, der sich in die Luft flüchtet, versagt die bildliche Vorstellung. Ich habe die Gewohnheit, als erste Unternehmung in einer fremden Stadt, die zu durchforschen sich lohnt, auf den höchsten Kirchturm zu steigen, um von da oben die räumliche Gesamterscheinung zu begreifen. Was das zum Verständnis einer Stadt bedeutet, wird man besonders in Italien inne, wo allein schon die Steigerung ihres Aufbaues zum grossen Kunstwerk wird. Ist es in Berlin nun noch lohnend, auf den neuen Rathausturm zu steigen und die alte Stadt unter einem sich entwirren zu sehen, so gibt der Blick von einem der Türme Wilmersdorfs



Abbildung 123



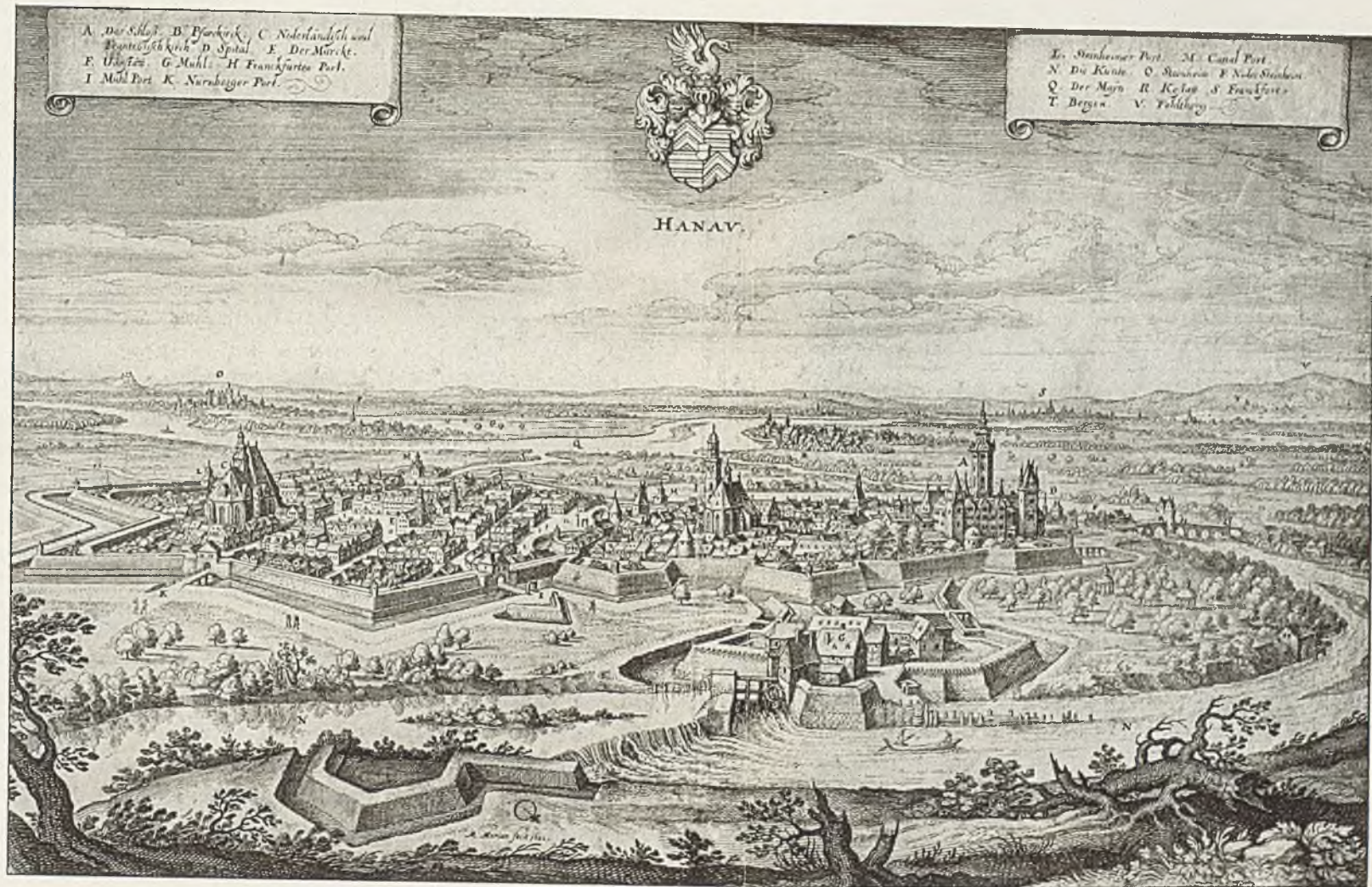
Abbildung 124

oder Schönebergs nicht viel mehr oder etwas weniger als das Studium des Stadtplans.

Es fällt sofort auf, dass die alten Städte eine deutliche und charakteristische Physiognomie besaßen, die neuen dagegen verworrene und unklare Züge tragen. Das Wesen eines jeden Antlitzes ist aber der geistige Ausdruck, der zum Vermittler des seelischen wird, ohne dass wir uns immer genaue Rechenschaft darüber zu geben vermögen, welche und was für Formen, Farben oder Linien uns die Geheimnisse der fremden Seele verraten. Es ist auch nicht einem jeden gegeben, in den Zügen zu lesen, sondern es gehört ein gewisser Hellsinn dazu, sofort hinweg über die Hülle der Form in die Tiefe des Wesens zu dringen.

Die alten Städte hatten einen sehr einfachen und sehr einfach erkennbaren Ausdruck. Er sagte dem Freunde: Komme in meine Mauern, ich wärme und schütze dich. Und zum Feinde: Komm nur heran, an meinen Mauern kannst du dir den Kopf einrennen.

Diese einfache Weisheit ergab eine einfache und klar erkennbare Form, der überall einheitlich ausgedrückte Gedanke aber auch eine überaus einheitliche Gesamtgestaltung. Es gab nur zwei Brennpunkte, um die sich die Geister scharten und um die sich die Siedelungen gruppierten: die Kirche und die Burg. Sie legten die ersten wichtigen Punkte im Lande fest, sie zeichneten sich bald mit starken Umrissen von dem Hintergrunde des Un-



Hanau a. M.

geformten ab. Wo eine Kirche schimmerte, wo ein Glöckchen läutete, da winkte Friede und Ruhe; wo das Schloss sich erhob, da gebot es Macht und Kampf, verhiess aber auch Ordnung und Schutz. Bei den Städten bildete noch bis in das 18. Jahrhundert hinein Kirche und Burg das Wesen der Erscheinung. Betrachten wir daraufhin die auf unsere Tage gekommenen Reste solch alter Stadtorganismen oder zeitgenössische Darstellungen alter Städte, so fällt immer wieder auf, dass die äussere Umwehrgung mit ihren Festungswällen, Toren und Türmen den Vordergrund, die Kirche und die Burg (sei es autokratisch das Schloss oder republikanisch das Rathaus) die Silhouette der Gesamterscheinung bilden (Abb. 125 und Titelbild). Dieser Zwang, durch die notwendig gegebenen Bauwerke klare, räumliche und jedem sogleich erkennbare Gestalten hervorzurufen, war die Grundlage für die Erscheinung der alten Städte. Versuchen wir heute, uns den Begriff Stadt im Landschaftsbilde vorzustellen, so schweifen unsere Gedanken beinahe gegen unseren Willen immer wieder zu diesen alten, einfachen Gebilden zurück, von denen heute gar nicht mehr viele vorhanden oder doch von neuen Wachstumringen so umhüllt sind, dass sie unsichtbar wurden. Denn die neue Stadt, die seitdem emporgeschossen ist, gleicht in keiner Weise mehr einem gesetzmässigen Gebilde und ist deshalb auch nicht mehr klar vorstellbar. Sie ruft, von ferne gesehen, den Eindruck hervor, als ob ein Riesenkind eine Schachtel mit weissen Würfeln

über die Landschaft ausgeschüttet hätte, womit aber kein organisches Ganze geschaffen ist (Abb. 128).

Sicher hat diese Erscheinung ihre natürliche Ursache, und der Ausdruck der neuen Stadt wird dem geistigen Inhalt entsprechen. Unsere politischen und sozialen Verhältnisse sind wesentlich komplizierter geworden und vielfach noch sehr ungeklärt. Daher wohl der unklare Ausdruck der Stadtgebilde. Es wäre nun ein grosser Irrtum, einfach schlussfolgern zu wollen: früher wäre es sehr einfach gewesen, mit Mauern und Türmen eine Stadt klar erkennbar in die Landschaft zu setzen, weil diese stets die äusserste Peripherie gebildet hätten, durch die sie sich klar und sauber aus dem Landschaftsbilde loschälte und durch deren düstre Grösse ein vortreffliches Aussenbild von allen Seiten her gesichert war. Natürlich bieten für unsere alten deutschen Städte die Umwehungen vortreffliche Gestaltungsmotive, aber wir dürfen nicht übersehen, dass einesteils die meisten Städte des 18. Jahrhunderts vor ihren Wallmauern bereits ansehnliche Siedlungen angesetzt hatten, die den scharfen Rand der Wälle wohl verschleierten, ihr aber neue und nicht unklarere Züge verliehen; anderenteils, dass es, besonders in Italien, eine grosse Reihe von vollkommen offenen Städten gibt, deren Erscheinung in keiner Weise durch Wallmauern, Zinnen, Tore und Türme gebildet wird, und die trotzdem in ihrer Gesamtform einen harmonischen Teil der Landschaft bedeuten, der nur durch glückliche Gruppierung, Aufbau, Sil-

houette, Flächen, belebende Öffnungen und Farbe hervor-gebracht wird. Man sieht, es liegt nicht allein an den fehlenden Mauern und Toren, wenn unsere modernen Städte formlose Anhäufungen von Wohnstätten sind. Solche allein können nicht die Ursache der Physiognomielosigkeit sein. Auch Rom birgt eine Unzahl von Wohnhäusern, von denen der grösste Teil Miethäuser ist, und ist doch mit so grosszügiger Monumentalität gegliedert, dass diese Kasernen zum notwendigen Körper für die vielen Häupter und Glieder werden mussten, die ihn vertrugen, ja, die sie nicht entbehren konnten. Ein kurzer Blick auf das Rom der Renaissance lässt ohne weiteres den ganzen Sinn der Zeit erkennen: weltliche Macht und religiöse Formen mit ausgeprägt stark sinnlichem Einschlag. Ueberall gliederten die Paläste, Kirchen und Plätze die ungefüge Masse, brachten Rhythmus in das Gleichförmige, lockerten Gärten und Parks die Enge. Haben wir denn keine Brennpunkte des politischen, militärischen, wissenschaftlichen, kirchlichen, geschäftlichen und sozial-öffentlichen Lebens? Haben wir denn keine Parlamente, Rathäuser, Ministerien, Kasernen, Waffenplätze, Universitäten, Schulen, Kirchen, Krankenhäuser, Museen, Warenhäuser, Verwaltungsgebäude, Fabriken, Werfte, Bahnhöfe, Markthallen, Brücken, Hotels und Kaffeehäuser? Doch wo bleibt die grosse Form, die sie zusammenfasst, die den Monumenten den Platz anweist, sie gliedert, verteilt, aneinanderreihet, sie durch Füllkörper trennt, Durchblicke



Abbildung 126



Abbildung 127

schafft, den Blick auf das Wesentliche führt und die Fülle der Einzelercheinungen zum Organismus zusammenschliesst? Wir hatten vergessen, dass es eine Kunst, den Städtebau gab, und hatten es dem Tiefbaumeister überlassen, den Neugebilden ihren Platz anzuweisen; nun müssen wir erleben, dass die modernen Städte für Jahrhunderte entstellt sind, wenn nicht nachträglich ungeheuerliche Eingriffe in das Bestehende gemacht werden sollen.

Wir können auch ganz sicher sein, dass diese unklare Gesamterscheinung nicht etwa Vorzügen entspricht, die sich im Leben der Stadt offenbaren, sondern dass ganz im Gegenteil die dem Auge ohne weiteres erkennbare Unschönheiten sich bei genauer Nachprüfung im Innern als praktische Unvollkommenheiten kundgeben. Auch den Teil unserer modernen Städte, die eine „villenmässige“ Bebauung aufweisen, muss irgendeine Disharmonie zugrunde liegen, die tiefer steckt. Denn das lehrt uns, wie so häufig, die künstlerische Erfahrung unseres Auges. Dass Erscheinungen wie Abb. 128 keine Harmonien bilden, wird heute niemand mehr bezweifeln. Dabei liegt der Ort an sich in einem der bevorzugtesten und reizendsten Teile Deutschlands. Aber diese auf kleiner Basis hochgetriebenen Baukörper, die in geringen, immer gleichen Abständen nebeneinandergesetzt sind, und weissen, in die Erde getriebenen Pflöcken ähneln, die sich in keiner Weise zu irgendeiner Art von grosser Form ver-



Abbildung 128

einigen, werden nie, auch wenn die Vegetation weitergeschritten ist, zu einer Einheit zusammenwachsen, eine „Stadtform“ bilden. Die Disharmonien werden beständig weiterwirken, denn die schmalen, stets gleichen Zwischenräume zwischen den einzelnen, stets gleich hohen und gleich breiten Häusern können sich allmählich wohl mit Grün füllen, aber sie werden niemals Gärten werden, wenn man unter Garten nicht bloss mit Pflanzen bedeckten Erdboden, sondern gewisse räumliche Vorstellungen versteht. Wie edel sich ein Hügelgelände mit Landhäusern und Gärten in kleinem und grossem Format bebauen lässt, müssten uns die zahllosen Beispiele von den Abhängen um Florenz und an tausend anderen Orten aus den klassischen Zeiten Italiens zeigen, wenn wir nicht selbst genug Beispiele in unserem Lande hätten.

Es arbeiten heute schon sehr viele befähigte künstlerische Kräfte an dem Problem, die Erscheinungen unserer Städte zu künstlerischen Harmonien zu binden. Immer noch viel zu wenig beobachtet ist dabei die Notwendigkeit, die gesamte Stadtiidee in eine sichtbare Einheit zu schliessen, die auch in jedem Stadium ihrer Entwicklung sich als etwas Geschlossenes und Wohlgestaltetes zeigt. Wo sollen wir hinkommen, wenn in alle Ewigkeiten der äusserste Rand einer jeden Stadt dem Lande eine Zone von Unfertigkeit, Ungestaltetem und Hässlichkeit zukehrt, die immer darauf wartet, von einem neuen Jahresringe mit gleichen Eigenschaften verdeckt zu wer-



Abbildung 129

den. (Abb. 129 a und b.) Besserung kann erst kommen, wenn hier ein neues Ideal von der gesamten Bewohnerschaft klar erkannt wird, das allseitig begabte Baukünstler ihr zeigen. Die Aufgabe wird erleichtert werden, wenn man die künstlerische Erscheinung alter Stadt- und Dorfbilder nicht etwa nachäfft, sondern sie auf ihre Ursachen hin untersucht und die gewonnene Erkenntnis auf neue Gestaltungen anwendet. Man wird dabei als Nebenprodukt manches Schiefe und Ungesunde entdecken, das seinen Ursprung nicht im eigentlichen Bauwesen, sondern in sozialen Zuständen hat.

Wir haben hier ein Gebiet gestreift, das eigentlich nicht mehr ganz zum Thema gehört, denn streng genommen bildet die Stadt das direkte Gegenteil der Landschaft. Nichtsdestoweniger vermag auch diese in ihrer reinsten Form sich eng mit dem Bauwerk verbinden, denn Dorf, Kirche, Kapelle, Burg, Schloss, Gutshof, Kloster, Hospiz und Berghaus gehören ganz ihr an. In noch höherem Grade muss man das bei den Ruinen gelten lassen, was soweit geht, dass diese ihren Wert als Architekturgebilde ganz entbehren können und man sie deswegen doch als Landschaftselemente von höchstem Wert wie Naturgebilde selbst erkennen muss.

Das Dorf ist immer offen gebaut, ja die fehlende Befestigung unterschied es in den früheren Jahrhunderten von der Stadt. Einzelne befestigte Kirchen in Dorfgemeinden kommen allerdings vor, doch zog sich die Wallmauer

Dörfer

nicht um das ganze Dorf. Trotzdem diese äussere, durch die Wallmauer deutlich gekennzeichnete Grenzlinie fehlt, besitzen alle unsere Dörfer, soweit sie noch ihren ursprünglichen Charakter erhalten haben, die geschlossene Erscheinung als eine künstlerische Einheit. Selbst da, wo die einzelnen Gebäude verhältnismässig weit gebaut sind und zwischen grossen Gärten liegen, bleibt erstaunlicherweise diese Einheit des Eindrucks vollständig bestehen, die natürlich eine Vorbedingung für die Sichtbarkeit der Gesamterscheinung bildet. Die Ursachen dieser einheitlichen Wirkung sind leicht zu erkennen.

Die erste und am meisten ins Auge fallende ist die Einheitlichkeit des Baustils, wie er aus gleichen Zwecken, gleichen Materialien und gleichen Konstruktionen hervorgehen musste. Der verhältnismässig geringe Bodenwert auf dem Lande begünstigte die breite Lagerung aller Bauten, zu der auch die landwirtschaftliche Beschäftigung zwang, die viele Erdgeschossräume benötigte. (Dass natürlich auch die Aufgabe, bei hohen Bodenpreisen und sonstiger Beschränkung des Flächenraumes künstlerische Einheiten zu erzeugen, durchführbar ist, zeigen die alten Giebelhäuser unserer Städte.) Dies alles züchtete beim Dorfbau ein intensives Anschmiegen an die Bodenbewegung heran, und so finden wir, sehr im Gegensatz zu der oft herrisch aufgebauten, hochgetürmten Stadt, beim Dorf eine Wiederholung der Erdoberfläche, die, künstlerisch betrachtet, zu einer Paraphrase des landschaftlichen Rhyth-

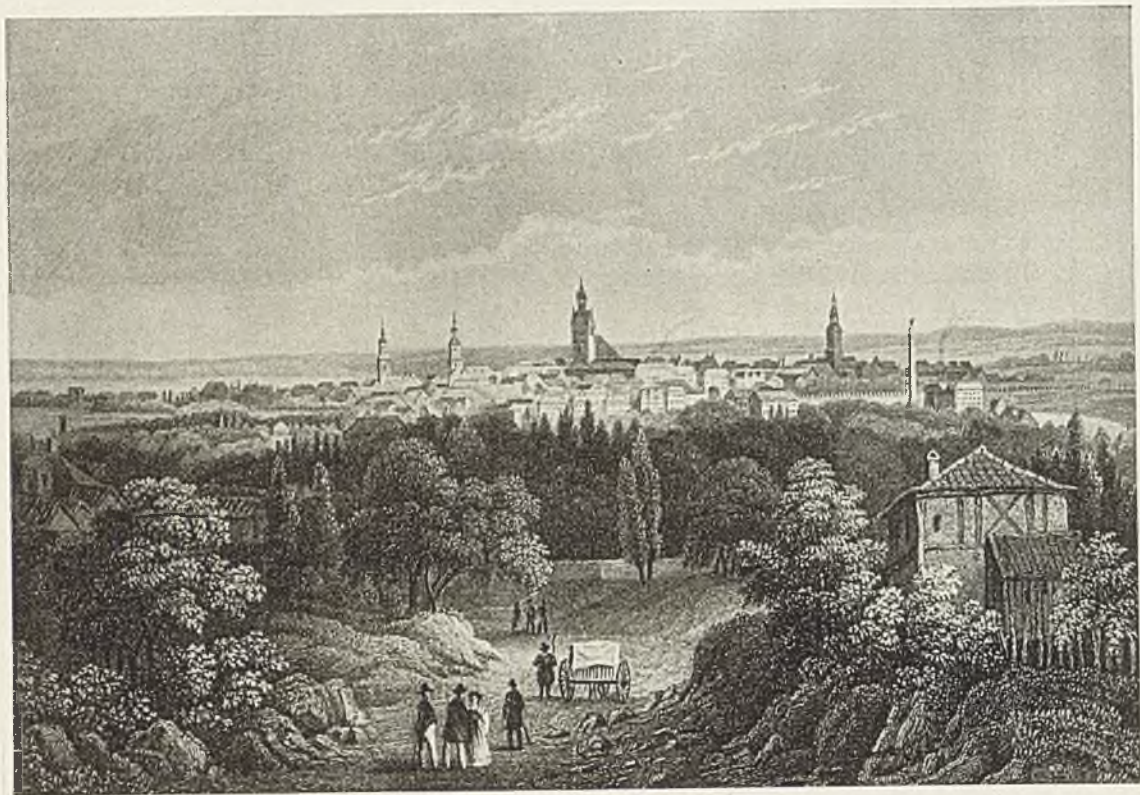


Abbildung 129a



Abbildung 129 b

mus wird. Fluss, Bach und Hügel kehren deutlich erkennbar in ihr wieder. Die einzelnen Häuser sind meist gar keine besonderen Kunstwerke, als grosse Form gesehen aber immer von wundervoller Harmonie. Stets sind sie in Grün eingebettet, denn der Obstgarten hinter dem Hause gehört zum eisernen Bestand des Dorfes. Wie mit Moos überwuchert und überwachsen erscheint so die Ansiedlung innerhalb ihres Rahmens von Feldern und Wiesen, überragt von dem Akzent des Kirchturms, der in tausend Variationen in immer neuer Form wiederkehrt.

Wir lieben in dieser Erscheinung unser Dorfbild seit alter Zeit, und es ist in allen Formen der bildenden und dichtenden Kunst so häufig behandelt, dass wir es wie einen festen Schatz unseres Landschaftsbildes ansehen könnten, wenn es in der Wirklichkeit nicht im langsamen Verschwinden wäre.

Es gibt viele, die diesen Umstand nicht als bedauerlich anerkennen, sondern in ihm eben die Züge der modernen Zeit erblicken und sie als solche freudig begrüsst sehen wollen. Dort, wo Industrieansiedlungen das Bauerndorf verdrängt haben, wird man allerdings durchaus wünschen müssen, dass die Arbeiterkolonie die ihr entsprechende ästhetisch durchgebildete Form findet. Nur wird eine sehr einfache Erwägung klarlegen, dass auch diese neue Form der Industrieansiedlung sich bei guter und natürlicher Gestaltung nicht allzu weit von den Formen des Dorfes entfernen kann. Denn beides sind Wohnstätten für



Abbildung 130



Abbildung 131



Abbildung 132



Abbildung 133



Abbildung 13%

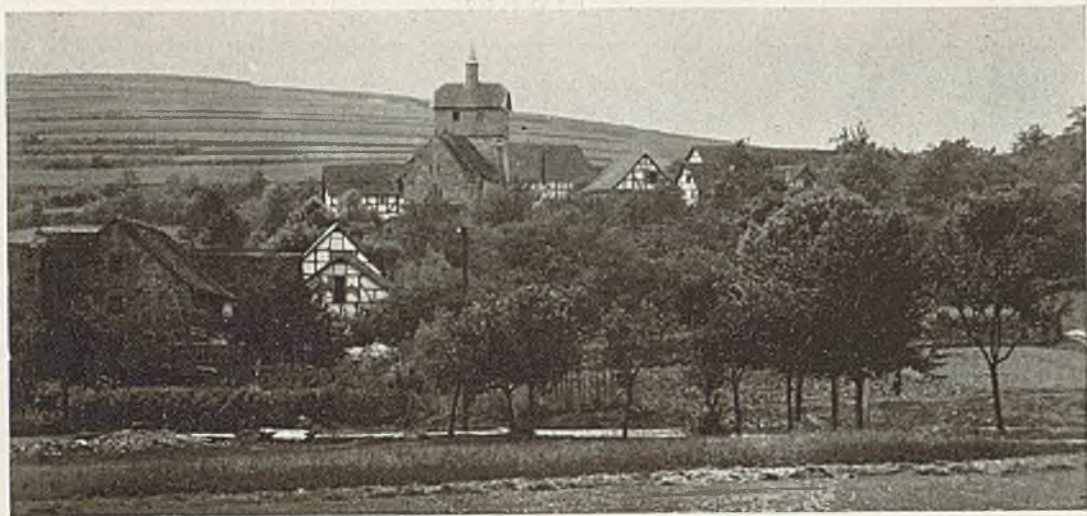


Abbildung 135



Abbildung 130



Abbildung 137

einfache Leute, beide sind angewiesen auf die einfachen Materialien der Gegend und die aus ihnen hervorgehenden Konstruktionsformen; beide wollen sich nach Möglichkeit mit grünen Gärten umgeben, und auch der Industriearbeiter treibt gern in bescheidenen Grenzen etwas Landwirtschaft und Viehzucht. Man sieht, dass Gemeinsames genug da ist, wenn dabei auch das Trennende — das Überwiegen der landwirtschaftlichen Bauten beim Dorf: der Ställe, Scheunen, Wirtschaftshöfe, Koppeln und Wiesen — nicht übersehen werden darf.

Doch wäre es vor allem ein bedauerlicher Irrtum, anzunehmen, dass etwa die Industrieansiedlung unsere Dörfer gleichsam ablöste. Wenn eines geeignet ist, dem Volke den Wert seiner Dörfer klarzumachen, so ist es dieser Krieg gewesen. Was hätten wir beginnen sollen, wenn uns nicht die tröstliche Gewissheit geblieben wäre: noch kann Deutschland im Notfalle seine Mäuler mit den Früchten der eigenen Landwirtschaft ernähren. Und kein Grossbetrieb konnte uns das ersetzen, denn wo wären wir geblieben, wenn wir nicht noch in solcher Ueberfülle die starke körperliche und sittliche Kraft des Bauernvolkes gehabt hätten, das in diesen Dörfern haust.

Der Bauer Deutschlands ist Gott sei Dank ein eigen sinniger, dem Neuen nicht allzu leicht zugänglicher Schlag. Möge ein gutes Geschick dafür sorgen, dass seine Wohnstätten sich nach der Seite der Gediegenheit, technischen und sanitären Vollkommenheit immer mehr bessern, dass

sie aber darüber nicht das einbüßen, was die wertvollste geistige Errungenschaft des deutschen Bauertums war und was sich greifbar deutlich jedem offenbart, der den geistigen Inhalt aus den sichtbaren Formen zu lesen versteht. Und ich fange an zu begreifen, dass es der schlimmste Feind unseres Volkstums sein muss, der hier an Form und Inhalt tastet.

*Alp der Gärten! der Gärten
früher mehr mit * Gebirgsbauern!*

Waren früher Schloss, Burg, Hospiz, Kloster oder auch die Kirche die führenden Monumentalgebäude in der freien Landschaft, so ist es heute eine andere Art von Bauwerk, das für gar viele Schloss, Kloster und Kirche zusammen bedeutet: das Hotel. Wohnten früher die Mächtigen sesshaft in ihren Palästen, so fahren heute die anerkannten und heimlichen Herrscher dieser Erde in der Welt herum und hausen als Gäste in den Riesenbauten, die teils wie echte Paläste aussehen, teilweise auch nur so tun. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie die Entwicklung des Verkehrs das Aufkommen dieser Stätten mit sich gebracht hat, die für unzählige von Menschen der Ort des geselligen Verkehrs, der Erholung und ewig wechselnde Heimat geworden ist. Die Ausdehnung dieser Karawansereien und der Raum, den sie heute in den Grossstädten, den Reise-, Erholungs- und Sportplätzen an der See oder im Gebirge eingenommen haben, übertrifft weit alles, was früher zusammen an Schlössern und Klöstern vorhanden war.

Das Hotel

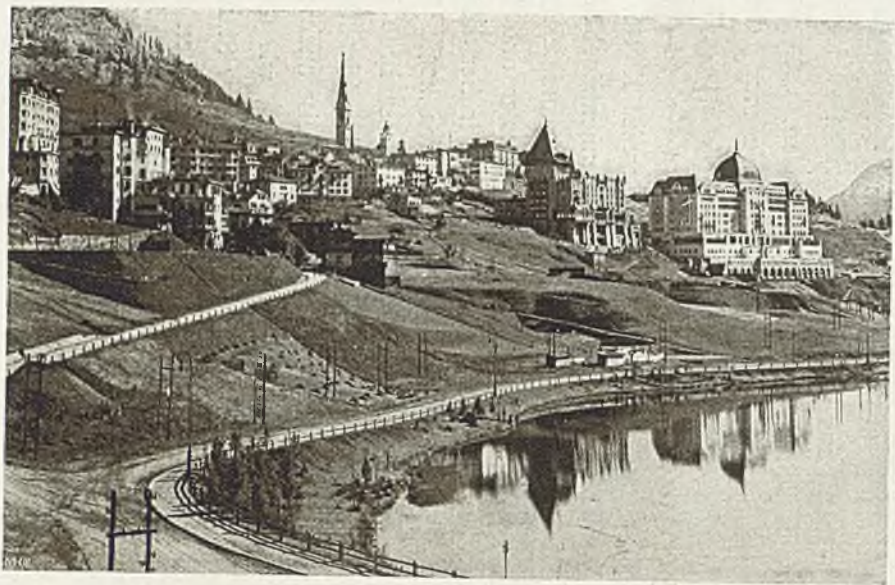


Abbildung 138



Abbildung 139

Es ist vollkommen zwecklos, über diese Entwicklung zu klagen oder zu frohlocken. Es ist eben Entwicklung, die mit dem Ausdehnungsbedürfnis der Völker zusammenhängt, und kein Deutscher wird heute mehr den Wunsch haben, sein Volk darin gehindert zu sehen. Nur dass die Form, in der sich diese Entwicklung niederschlug, so minderwertig war, bleibt bedauerlich. Besonders in unseren schönsten oder doch beliebtesten Gegenden (zwei Begriffe, die sich nicht immer decken), in denen die Hotels das Landschaftsbild zu beherrschen anfangen, kann man die Beobachtung machen, dass sie eine sehr minderwertige Gestaltung aufweisen, sich dem Landschaftsbilde so gut wie nie anpassen und die Landschaft daher in der übelsten Weise schänden. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man in manchen Gegenden, besonders in der Alpenwelt, von einer Hotelplage reden muss. Es ist nicht allein der Menschenstrom, den sie an Orte ziehen, an denen man ihn lieber nicht sähe (bei Gelegenheit der Bergbahnen war vorher eingehender davon die Rede); schon ihre blosse Existenz raubt vielen Orten vollständig den Zauber, den sie ehemals besaßen. Und er war es doch eigentlich, dem diese Hotels ihre Gründung verdanken, und man kann deshalb, ohne allzu paradox zu sein, von gar manchen Plätzen behaupten, dass die dortigen Hotels ihren eigentlichen Daseinsgrund selbst vernichtet haben. Was für Zerrbilder durch ein Ausschachten des Baugrundes wie in der Grossstadt in manchem stillen Alpental entstanden sind, deutet



Abbildung 110

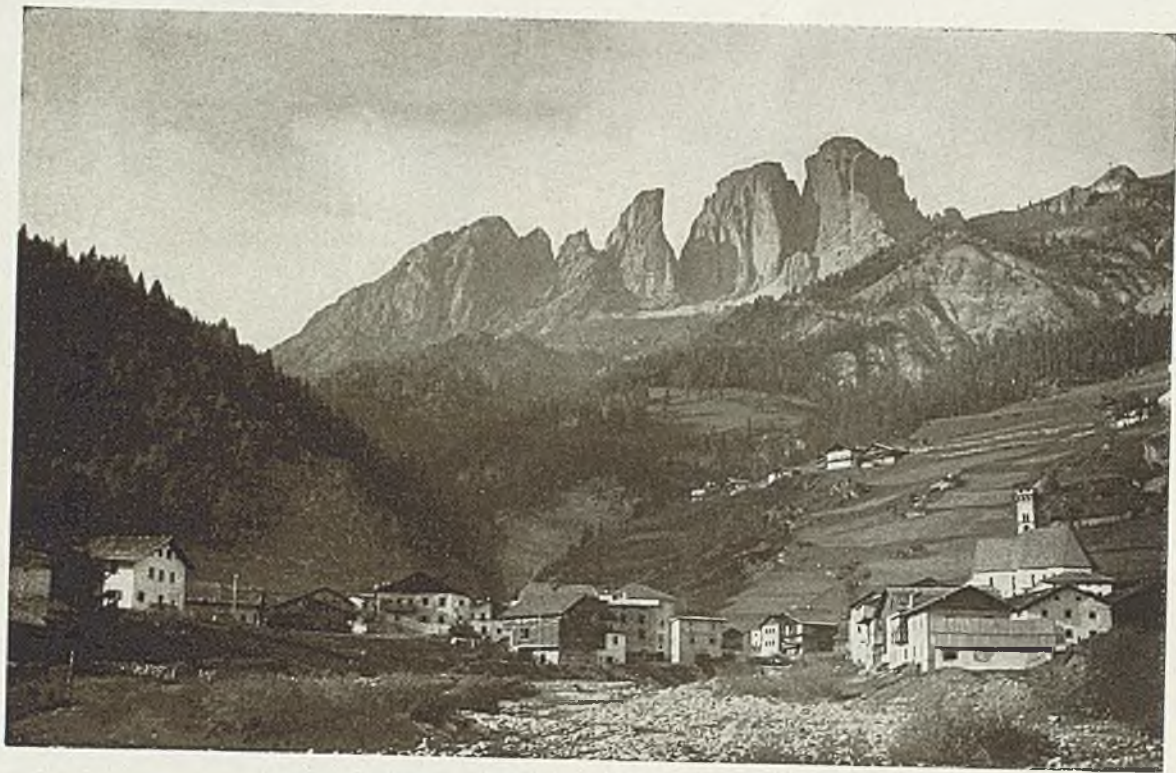


Abbildung 141



Abbildung 142



*kleine Holzbohrer,
Rindengut.*

Abbildung 143



Abbildung 144



Abbildung 145



Abbildung 146



Abbildung 147

Abb. 138 an. Hier meint man allerdings nicht, 2000 m hoch in den Alpen zu sein, sondern eher in einer Vorstadt New Yorks, wo die Wolkenkratzer der City abgefärbt haben. Die aus den Bauten schreiende Gefühllosigkeit für Massstäbe hebt jede Harmonie mit der Umgebung auf. Die eigentlichen Leidtragenden werden letzten Endes wohl die Bewohner jener Orte und die Besitzer dieser Kästen sein, wenn sie sich nicht rechtzeitig entschliessen, sie abreißen oder gänzlich umbauen zu lassen. Denn die allgemeine Entwicklung läuft schliesslich doch darauf heraus, dass das, was gestern nur Vereinzelte sahen, heute viele sehen, und dass nach einer weiteren Zeit niemand diese Orte mehr aufsuchen will, wenn an anderen Orten Fremdenquartiere entstanden sind, die uns den Ort nicht mehr verleiden, sondern ihn in neuer Schönheit verklären.

Bei der Untersuchung nach den Ursachen der störenden Erscheinung unserer Hotelkästen in der Natur wird man zuerst geneigt sein, ihre absolute Grösse verantwortlich zu machen und sich dabei mancher grauen Häuschen erinnern, die man auf Bergen und auf stillen Seen einst gesehen und die mit Fels und Matte eins geworden waren. Und an manch Alpendorf wird man denken, in dem jedes einzelne Gebäude uns eine Steigerung der erhabenen Natur dünkte, die hinter den Gassen aufstieg. Aber es werden einem auch plötzlich Gebäude von ganz ausserordentlicher Grösse einfallen, die uns als ein wundervoller Teil des Gesamtaufbaus der Landschaft er-

Einzel-
bauwerk

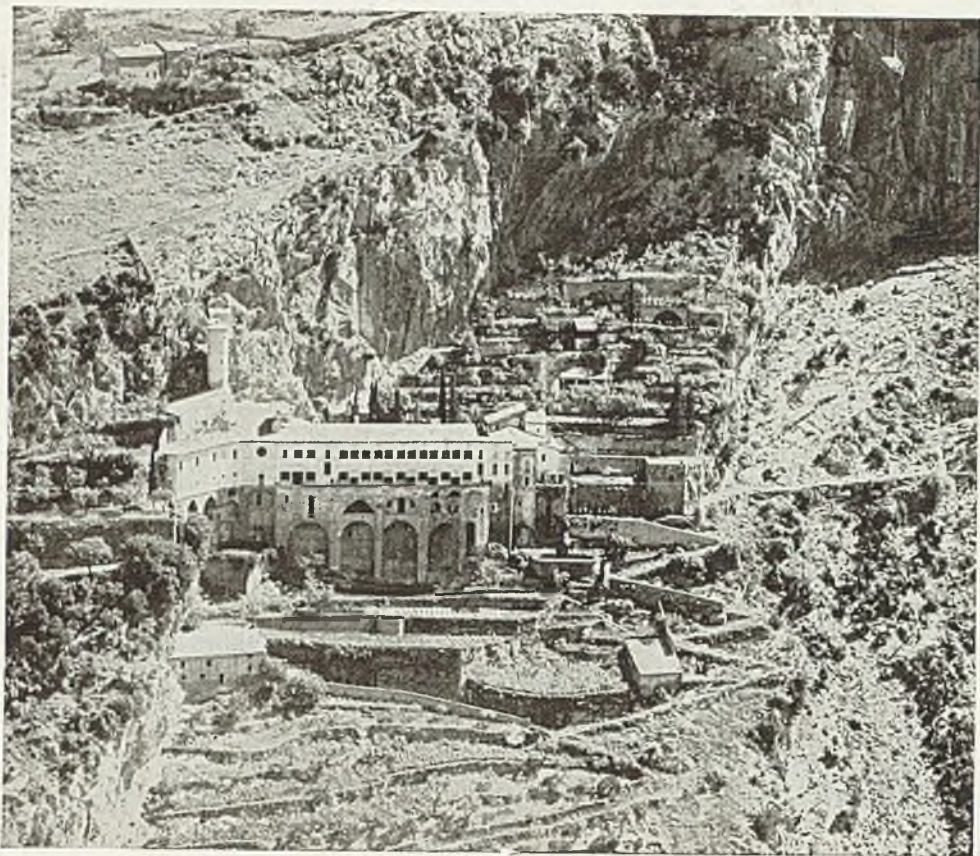


Abbildung 198

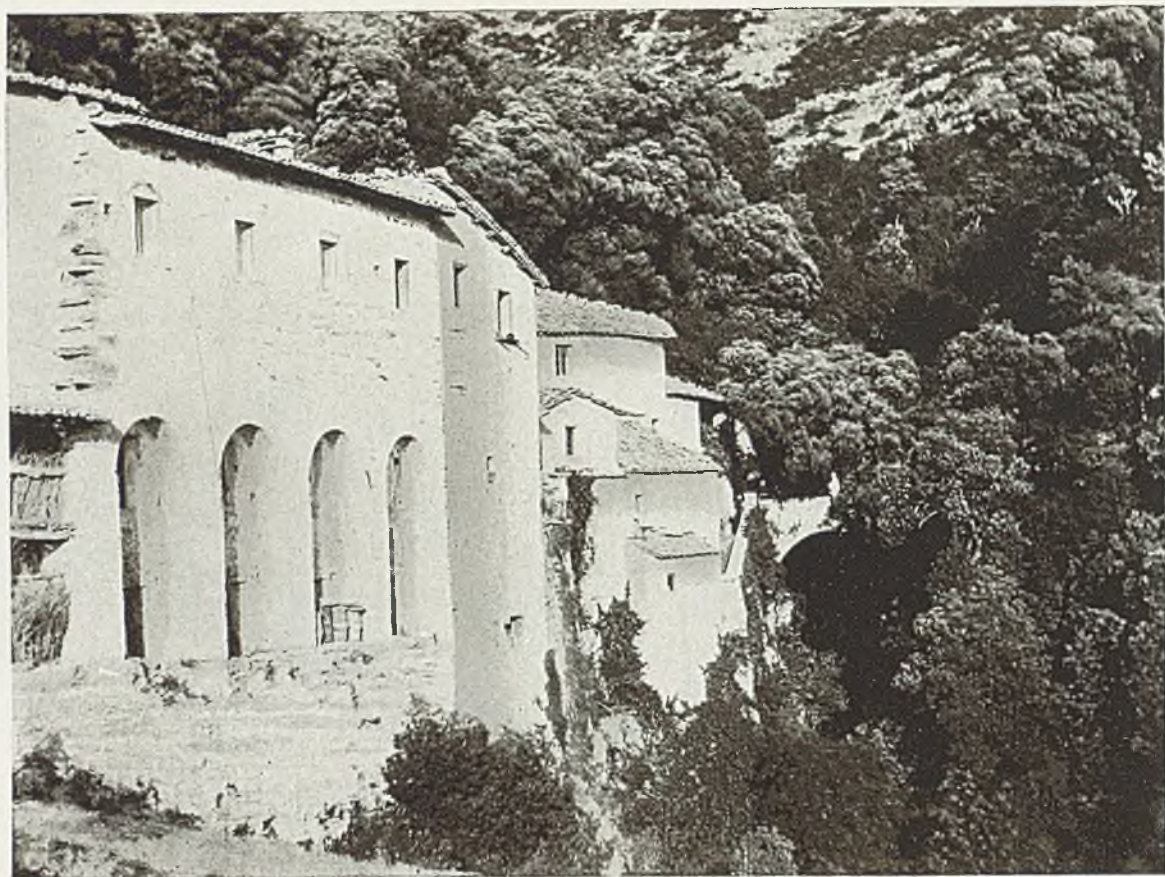


Abbildung 149

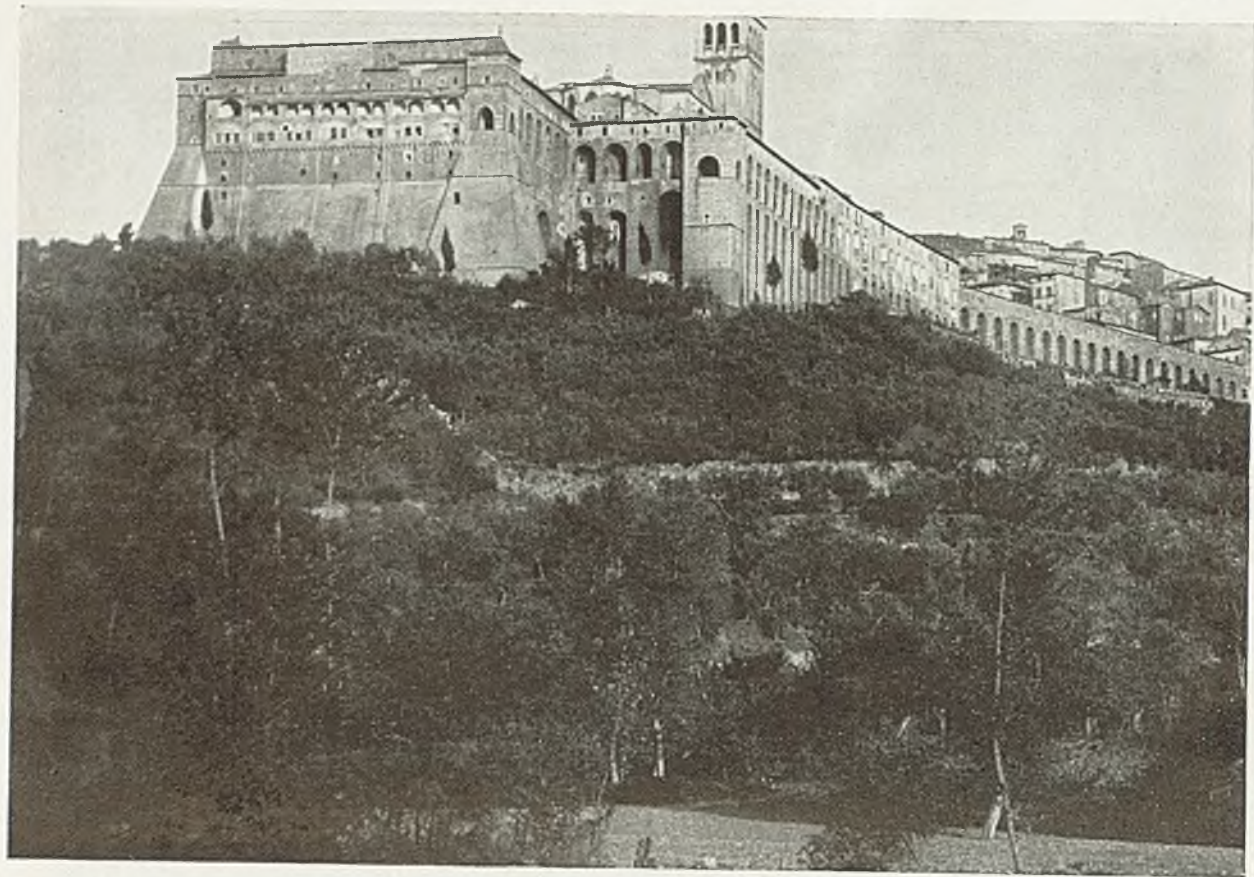


Abbildung 150



Schl. Markt in T. J. J. J.
Abbildung 151

Hospiz
- Christofel
- Arberg
 schienen. In wildzerklüfteten Felsformationen bauen sich Terrassen, Mauer an Mauer und Fenster an Fenster auf, und an keinem Teil stösst sich unser Blick und empfindet etwas Störendes, Fremdkörperliches. Klöster und Hospize dehnen sich als gigantische Steinkolosse auf Hügeln und Bergen und erschienen uns von jeher nicht wie Massstabzerstörer, sondern immer nur als Wahrzeichen des Landes. Wir sehen daraus, dass es an den absoluten Grössen nicht liegen kann, sondern dass es das Geheimnis der Gestaltung sein muss, dass uns Körper gleicher Grösse einmal als störend gross und das andere Mal als gewaltig und grossartig erscheinen lässt. Und zwar Gestaltung einer Kunst, die nicht nur einen wohlklingenden Baukörper an sich erfindet, sondern die ihn in vollständigen rhythmischen Zusammenklang mit der umgebenden Natur bringt. Alle Verhältnisse von Fels, Berg und Baum kehren in ihm wieder, die Materialien wachsen wie natürliche Gebilde aus dem heimischen Boden und nehmen seine Färbung an. Ein solches Bauwerk wird auf den Beschauer auch immer den Eindruck machen, als wenn es nicht erst gebaut sei, sondern als ob es immer schon hier gestanden hätte.

Sehen Bauwerke aus glücklichen Epochen immer so aus, als seien sie wie Baum, Strauch oder Fels aus dem Boden hervorgewachsen, in dessen Grundtiefen sie wurzelten und aus dem sie, genährt und behütet von allen heimischen Säften, wie ein mächtiger Stamm aufsteigen, so



Abbildung 152

sehen diese neuen Häuser wie an einem anderen Ort fabri-
ziert und hier nur abgestellt aus; gerade, als ob der Haus-
knecht, jedenfalls aber ein gänzlich Unberufener, mit der
Schaufel rasch den Boden wegschöpft und das unglück-
liche Haus irgendwo darauf hingeworfen hätte (Abb. 152).

Ganz abgesehen von der absoluten Hässlichkeit dieser
Bauwerke sieht man sogleich, dass den Verfertigern nicht
die leiseste Ahnung davon vorgeschwebt hat, dass es so
etwas wie eine geheimnisvolle Beziehung des Bauwerks zu
seinem Boden und einen Zusammenhang mit der um-
gebenden Natur gäbe, oder dass die Umgebung des Bau-
werks selber so gestaltet werden muss, dass zwischen
Natur und Menschenwerk eine Einheit ohne sichtbare Naht
entsteht. Denn die so beliebte Methode, den Boden auf
ein paar Meter Abstand einzuebnen und beim Gärtner
„Anlagen“ darauf zu bestellen, vermag kaum als Ge-
staltung angesehen werden.

Ein grosser Irrtum und eine gefährliche Selbsttäu-
schung wäre es, wollte man sich den Gedanken zu eigen
machen, der sehr häufig von gestaltungsfähigen Leuten
geäussert wird, um die Minderwertigkeit eigener oder sonst-
wie in Gönnerschaft genommener Werke zu verschleiern:
der Gedanke, die alten Bauwerke wären ja nur deshalb
in so vollendeter Harmonie mit der Natur, weil ihre Haut
Patina angesetzt hätte und die Vegetation um sie herum
angewachsen wäre. Und das Zusammenwachsen mit der
Natur sei erst gleichsam eine cura posterior. Jede ge-

wissenhafte Untersuchung wird von der Haltlosigkeit solcher Behauptungen überzeugen. Man betrachte zu dem Zweck ein ganz schlichtes Beispiel, etwa Abb. 64. Das gesamte Bauwerk ist hier durchweg so, wie der Baumeister es ausgedacht und hingesetzt hat, Verwitterung oder sonstige Anpassung spricht in der Gesamtkomposition überhaupt nicht mit. Der grosse Reiz besteht darin, wie die Silhouette des flachen Hügels durch Mauer und Kirchendach paraphrasiert wird, während die kokette Haube wie das Tüpfel auf dem i das Ganze krönt. Das ist vom Baumeister sicher und richtig gefühlt und nicht erst in hundert Jahren angefliegen gekommen. Dass das Ganze in der Farbe mit der Zeit noch vortrefflicher zusammengewachsen ist, ist vielleicht möglich, obgleich man annehmen darf, dass bei der geschickten Materialbehandlung, die die in Jahrhunderte alten Traditionen geschulten Handwerker ihren Werken zuteil werden liessen, auch die Farbe nicht zu kurz kam. Dass die Oberfläche moderner Bauten so abscheuliche Disharmonien mit der Natur geben, liegt an der ungeschickten Materialbehandlung. Die bisher üblichen Verblendziegel und die mit vieler Reklame angepriesenen Kunststeinarten und Dachbedeckungen werden wahrscheinlich auch in hundert Jahren noch nicht schöner geworden sein. Auch hier sei es indessen nicht verkannt, dass guter Wille auf manchen Wegen einem Fortschritt entgegen geht.

Was sonst noch mit dem Bauwerk zusammenwachsen

soll, könnte ja nur die Pflanzenwelt sein. Wenn man auf einem absolut leeren Platz baut und wünscht Bäume darum herum, so muss man natürlich hundert Jahre warten, ehe die jung gepflanzten zu stattlichen Kronen herangewachsen sind. Aber auch da dürfte ein gut komponiertes Haus in der Zwischenzeit nichts von seinem Eindruck des richtig Hingesetzten verlieren. Man betrachte daraufhin Abb. 115. Gewiss würden hier Alleen und Baumwände den Eindruck noch steigern können, aber auch in der jetzigen Form der absoluten Baumlosigkeit beim Hause dürfte nirgends das Gefühl des Falschkomponierten aufkommen. Gewiss tragen auf dem vorher erwähnten Bilde Abb. 64 die beiden Linden links an der Mauer viel zum Reiz der Gesamtkomposition bei. Vielleicht sind sie aber auch gar nicht besonders gepflanzt, sondern nur mit dem richtigen Naturgefühl stehen gelassen. Liegt die Kahlheit nicht in gar vielen, ja den meisten Fällen an der Manie, alle Bäume nach Möglichkeit abzuhaufen, von der schon in einem früheren Kapitel (Über die Pflanze in der Landschaft) eingehender die Rede war?

Auch bei der Durchsicht sämtlicher anderer Bilder findet sich nirgends ein Beispiel dafür, dass die Schönheit der Komposition erst gleichsam durch Abstehen gekommen wäre. Ein überranktes Haus, das Heranwachsen alter Baumriesen fügt dem vorhandenen einen neuen Reiz hinzu, aus einer verfehlten macht aber kein Alter und

keine Verwitterung eine feinsinnige Anlage. Bei einem Produkt, wie dem auf Abb. 153 gezeigten mag man wohl tausend Jahre warten, und es wird noch genau so töricht und kopflos erscheinen wie heute. Die gänzlich planlos angepflanzten Bäume und Gebüschse können es vielleicht einmal leidlich verdecken, ohne dass damit eine Gesamtanlage entstanden wäre, die den Anspruch machen darf, die Landschaft gestaltet zu haben.

Abb. 154 zeigt einen wundervollen Ort der Alpenwelt, der heute vollkommen entstellt ist. Man halte sich nur einmal die hinten aufsteigende Bergkette zu, so glaubt man einen rechteckig angelegten Tümpel für Abwässer vor sich zu haben, hinter dem sich Fabrikgebäude erheben. Oder gar die Abb. 155, bei der sich die Gebäude auf ihren, Schlackenhaldeu gleichenden Schuttkegeln mit einer Gedankenlosigkeit und Roheit in die Natur hineinschieben, die leider Gottes nicht „seinesgleichen sucht“. Denn überall, wo Hotelbauten sich in den Bergen breit machen, sieht es so und ähnlich aus.

Die Mittel, mit denen die bewährte alte Baukunst ihre Werke mit der Natur verschmolz, sind natürlich die aller- verschiedensten und können kaum aufgezählt werden, da sie immer bei jedem neuen Sonderfall aus den besonderen Bedingungen herauswachsen und der Boden immer in seiner charakteristischen Form für den Sonderzweck nutzbar gemacht wird. Aber es lässt sich von Fall zu Fall nachweisen, dass diese Anpassung an den Boden nicht in

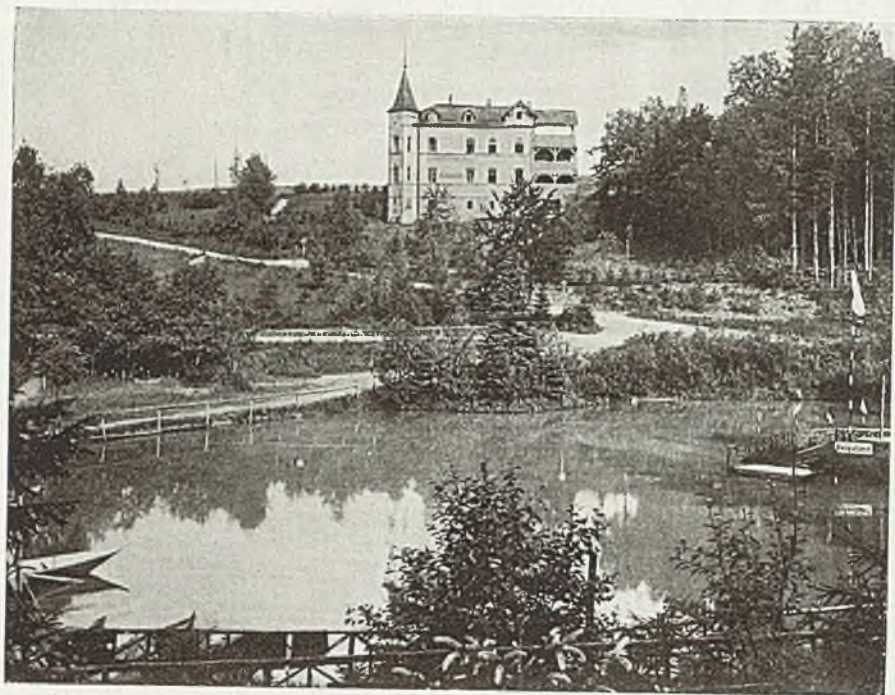


Abbildung 153

Phantastereien aus Wolkenkuckucksheim liegen, sondern immer in sehr realen, klugen Nutzungsideen, die ihrerseits allerdings wieder auf abgewogene und klare Lebensformen begründet waren. Für diese schuf man sehr wirkliche Nützlichkeitswerte, die sich auf dem Untergrund klarer, bewährter Konstruktionen oft zu künstlerisch vollendeten Symbolen auswuchsen.

Im bewegten Gelände ist die Terrasse die häufigste Vermittlungsform zwischen freier Landschaft und Bauwerk. Zu welch vielseitigen, von jeder Einförmigkeit weit entfernten Typen man kam, zeigt ein kurzer Blick über die Abb. 74 und 147 bis 151. Auf Abb. 147 erhebt sich ein geräumiger Sockel, der nicht allein erst die Fläche schafft, auf dem der symmetrische Körper des Schlosses sich über dem gänzlich unsymmetrischen Gelände erhebt, sondern auch die für die Sonderzwecke dieses Schlosshaushaltes nötige Gartenplattform schafft. Ganz anders auf Abb. 148, wo unzählige Mauerchen die abstürzende Fläche in Gartenland aufschichten, aus denen sich das Kloster wie eine vergrösserte Gartenterrasse entwickelt und sich gleichzeitig in die Felsenwinkel einnistet, dass es beinahe für ein Stück von ihnen angesehen werden kann.

Und wieder ganz anders auf Abb. 150, wo sich auf dem vorgeschobenen Hügelrücken eine mächtige Gebäude-masse wie eine Stadt aufbaut, die sich auf mächtigen Unterbauten in stolzer Abgeschlossenheit erhebt. Ähnlich ist der Fall auf Abb. 151, wo sich ein unbedeutender



Abbildung 154

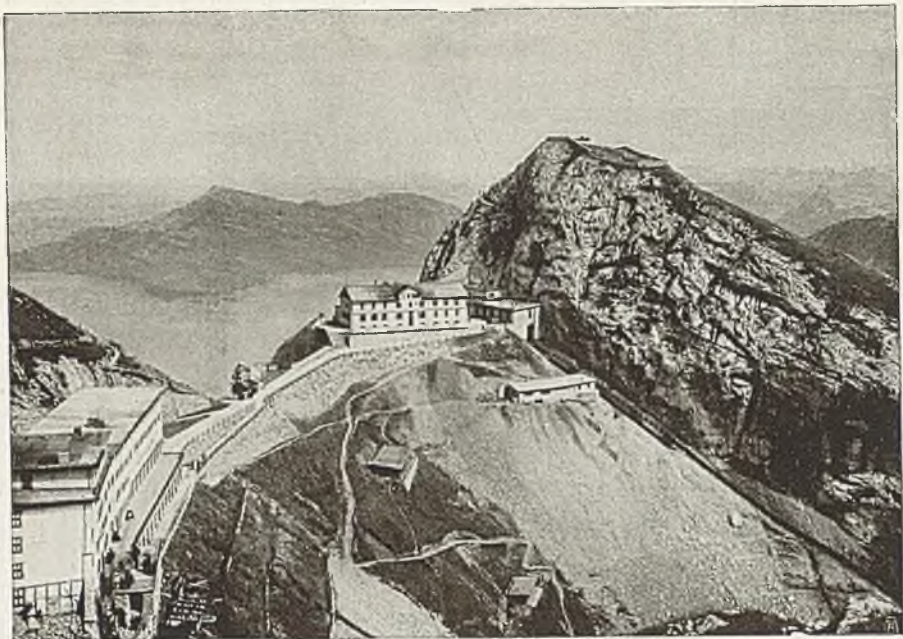


Abbildung 155

Felsgrat am Strome zum grossartigen Denkmal über die Lande auswächst. (Siehe auch Abb. 42.)

Im Grunde handelt es sich hierbei, wie uns allen beim Betrachten der Bilder klar werden wird, um höchst einfache Sachen, bei denen man immer wieder die Frage stellen kann, wie in aller Welt es denn anders gemacht werden könnte, als bei den als grosse Vorbilder gezeigten Werken. Nur ist das eine Beobachtung, die allen grossen Kunstwerken gemeinsam ist: ihre Lösung wirkt so verblüffend einfach, dass man immer an das Ei des Kolumbus denken muss.

Dass diese einzigen, weil die einzig natürlichen Lösungen immer weniger, in neuerer Zeit sogar überhaupt nicht mehr angewendet wurden, beweist uns jede Untersuchung neuerer Bauten in der Landschaft. Erst der erwachte Sinn einer jungen Architektenschule hat sich wieder in den Wegen uralter Weisheit zurecht gefunden und beginnt, die Grundgesetze künstlerischen Schaffens in ihrer eigenen Brust wieder frei zu machen.



Ruinen

Ruinen bezeichnen heute in unserem Landschaftsbilde die einstigen Hochburgen weltlicher Macht. Aber beim Worte Ruinen stellt sich das Wort Romantik ein, das bei uns lange Zeit keinen guten Klang hatte.

Wir sollten hier nicht vergessen, dass es die Romantik war, die uns gewisse Seiten der Erkenntnis schenkte, die wir niemals verlieren dürfen. Wenn uns das frühe

Mittelalter mächtige, finstre Zyklopenwerke gab, die Gotik himmelanstrebende Dome schuf, die Renaissance Städte und Rathäuser baute, das Rokoko die Form des Palais schuf und die Wende des 18. Jahrhunderts die Grundideen des bürgerlichen Hauses festlegte, so hinterliess uns die Romantik das Verständnis für den geheimen Zauber all dieser überlieferten Schätze. Was unsere Zeit auch neu hinzufügen möge, wir brauchen das Erworbene nicht zu verlieren, mag es Form oder mag es Erkenntnis sein, und noch niemals hat man die Schönheit unseres Landes mit besserem Verständnis und feinerem Fühlen angeschaut, als in den Zeiten der Romantik. Genau wie uns die Betrachtung des gestirnten Himmels, einer Wetterwolke, der Meeresbrandung Gefühle gibt, die in keiner rein rationalistischen Weise als wertvoll bewiesen werden können und ohne die wir doch nicht zu leben wünschten, so wenig lässt sich sagen, wozu in aller Welt sich unser Blick mit einem sehnsüchtigen Glücksgefühl auf die Ruinen richtet, die die Rücken unserer Hügel und Berge zieren.

Mit dem rein wissenschaftlichen Interesse als geschichtliche Monumente allein kann man ihnen nicht gerecht werden. Je weiter die Jugend unserer geschichtlichen Vergangenheit zeitlich von uns wegrückt, um so wichtiger werden uns allerdings die wenigen Dokumente werden, die wir aus grauer Vorzeit besitzen und zu deren merkwürdigsten die Ruinen gehören. Ausgeschaltet soll dieses geschichtliche Interesse deshalb auch durchaus nicht

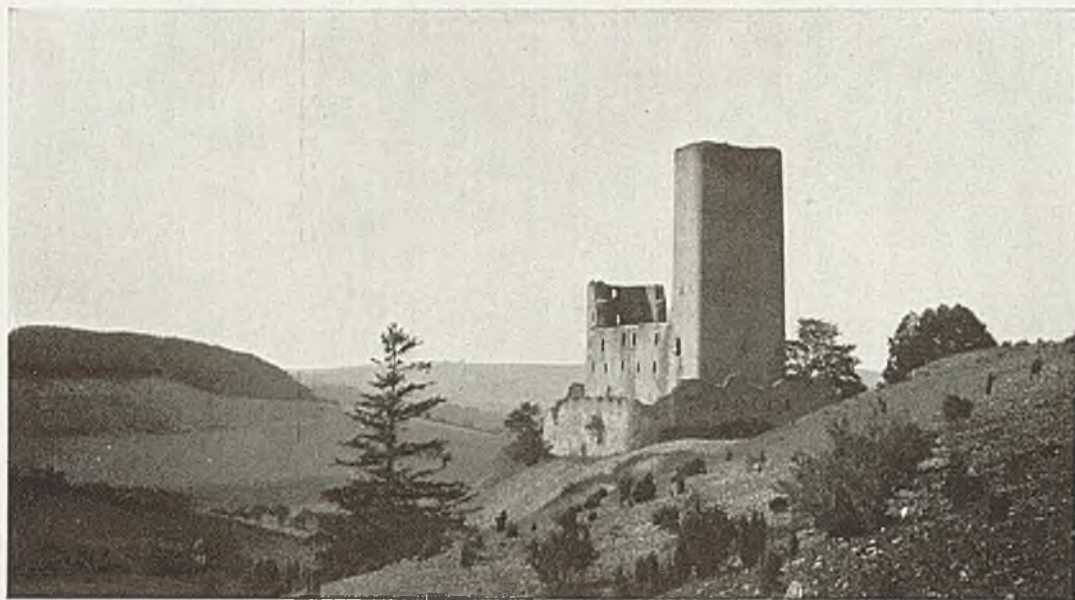


Abbildung 156

werden. Denn unsere innere Stellungnahme setzt sich aus gar mancherlei zusammen, und wir können es nicht übersehen, dass wir historisch Wissende sind. Vielen mag der geschichtliche Gesichtswinkel, unter dem wir zwangsweise unsere Kulturdokumente sehen, die Aussicht beschränken. Anderen wieder wird die lebendige Vorstellung von der Vergangenheit ihren künstlerischen Genuss an ihren Resten verstärken und vertiefen helfen. Und so ist es eine kaum zu leugnende Beobachtung, dass kein erhaltenes altes oder neues Bauwerk diesen besonderen seelischen Inhalt in die Landschaft zu bringen vermag wie die Ruine. Wohnt in jedem Gemäuer mit Dach und Fenstern immer noch eine Spur von Behaglichkeit, von Wärme und Trautheit, so umweht jene Bergrümmen eine seltsame Luft von Oede und Verlassenheit, die weit über das hinausgeht, was auch einsamste Natur auszudrücken vermag.

Das sind reine Gefühlswerte, die sich unmittelbar, sogar mit Umgehung des Auges, an die Seele wenden können. Denn wir empfinden sie auch, wenn wir mit geschlossenen Augen auf einsamer Höhe am Fusse eines krähenumkrächzten Gemäuers liegen und die Geräusche der Welt aus weiter Ferne zu uns heraufdringen. Aber auch rein formal sind die Ruinen zu den Trägern einer Linie geworden, die an Feinheit und Vollendung zum Herrlichsten auch für den gehört, der die Landschaft nur rein artistisch geniessen wollte.

Wer im Spiele der Linien unserer deutschen Land-



Abbildung 157



Abbildung 158

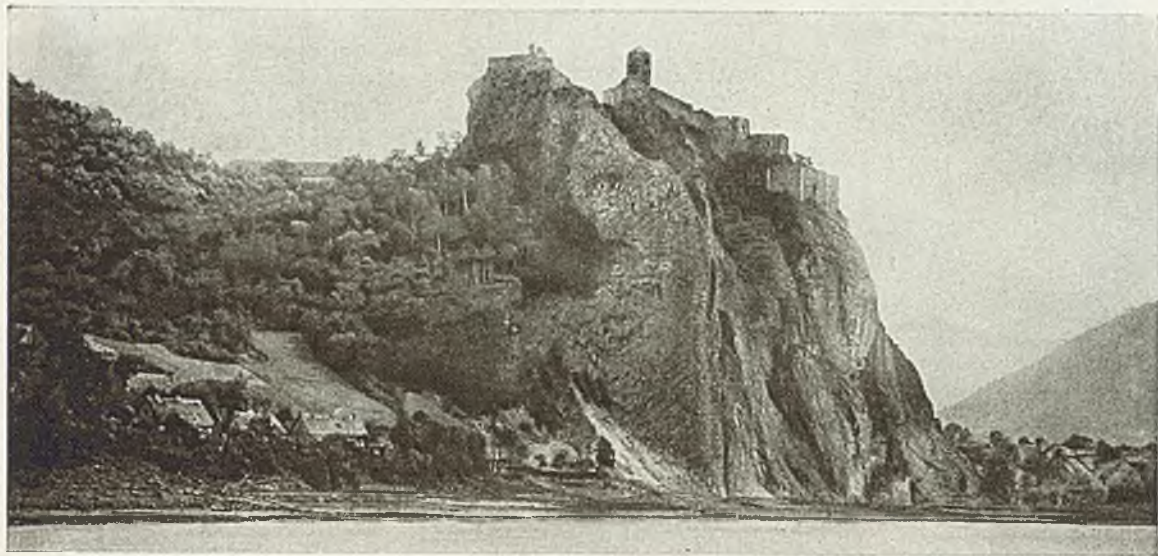


Abbildung 159

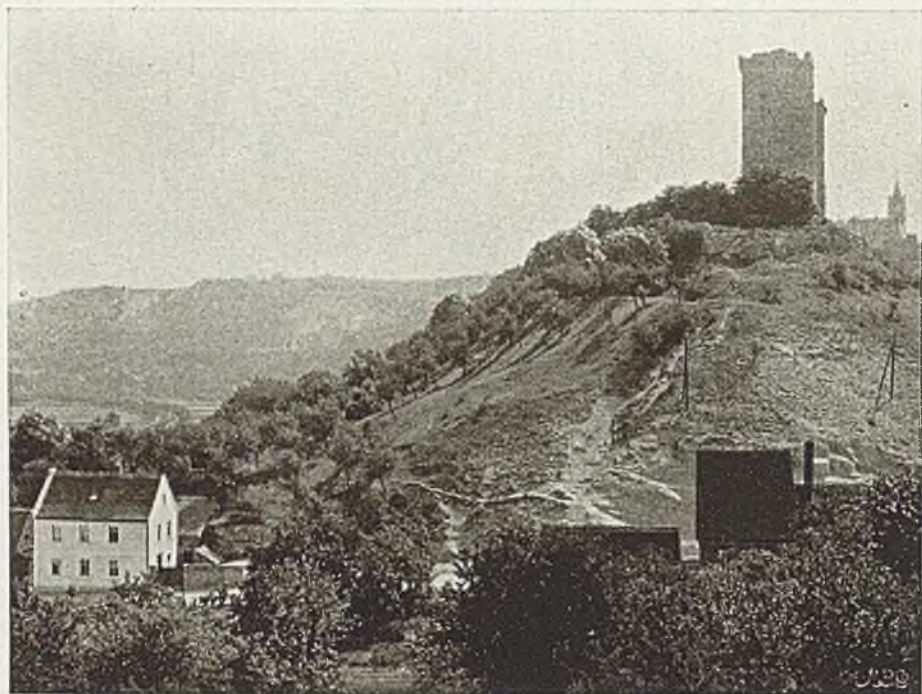


Abbildung 160

schaft zu lesen versteht, wer ihr An- und Abswellen, ihr Aufbäumen, Abstürzen, Sich-erholen, am-Boden-hin-kriechen miterlebt, wer den Klang der langen Horizontalen mithört, und wem dies bewegte Wechselspiel die schönste Musik bedeutet, der wird auch längst wissen, dass unsere alten Burgen und Ruinen in der Dynamik dieser Landschaftslinien Verstärkungen der Gefühlswellen bedeuten, wie sie intensiver kaum in etwas anderem anzutreffen sind.

Man betrachte daraufhin Abb. 156, um zu erkennen, wie eine an sich einfache Landschaft ganz aus ihren eigenen rhythmischen Elementen eine Steigerung erfährt, die sogleich dem Gleichgültigen den Stempel des Bedeutenden aufdrückt. Oder Abb. 157, wo sich die Gelassenheit der Linie des Bergzuges so seltsam mit den eigensinnigen Bolzen der alten Turmtrümmer verbindet. Ein merkwürdiges Einswerden mit den Elementen der Naturformen selber und doch ein Darüberhinauswachsen, das nur da möglich ist, wo menschlicher Geist, wenn auch in Resten von Formen, zu erkennen ist. Und welches Gefühl der Erhabenheit spricht nicht aus dem Bilde 56 mit den auf fernem Gipfel thronenden Zinnen. Jedes der folgenden Bilder 158 bis 170 zeigt ähnliche und doch immer neue Fülle.

Ich habe mich oft gefragt, woran es liegt, dass die Ruine sich so restlos der Landschaft anpasst, während fertige Häuser dagegen kleinlich und unruhig erscheinen, und ob sich aus dieser Beobachtung nicht gewisse Lehren

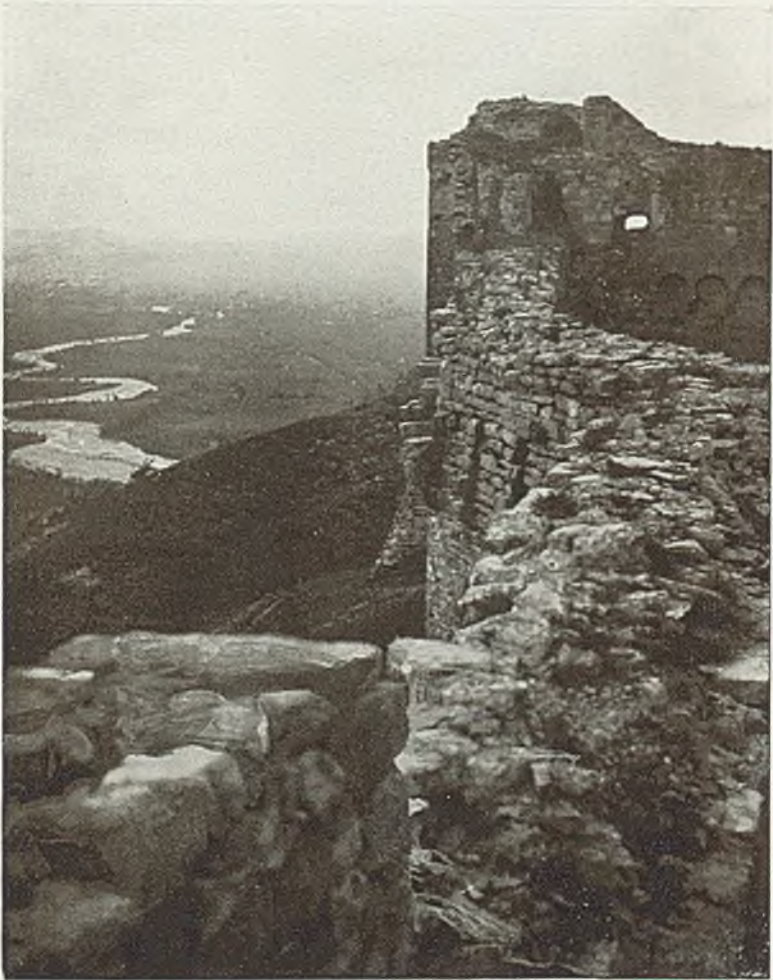


Abbildung 161



Abbildung 162



Abbildung 163



Abbildung 104



Abbildung 165



Abbildung 106

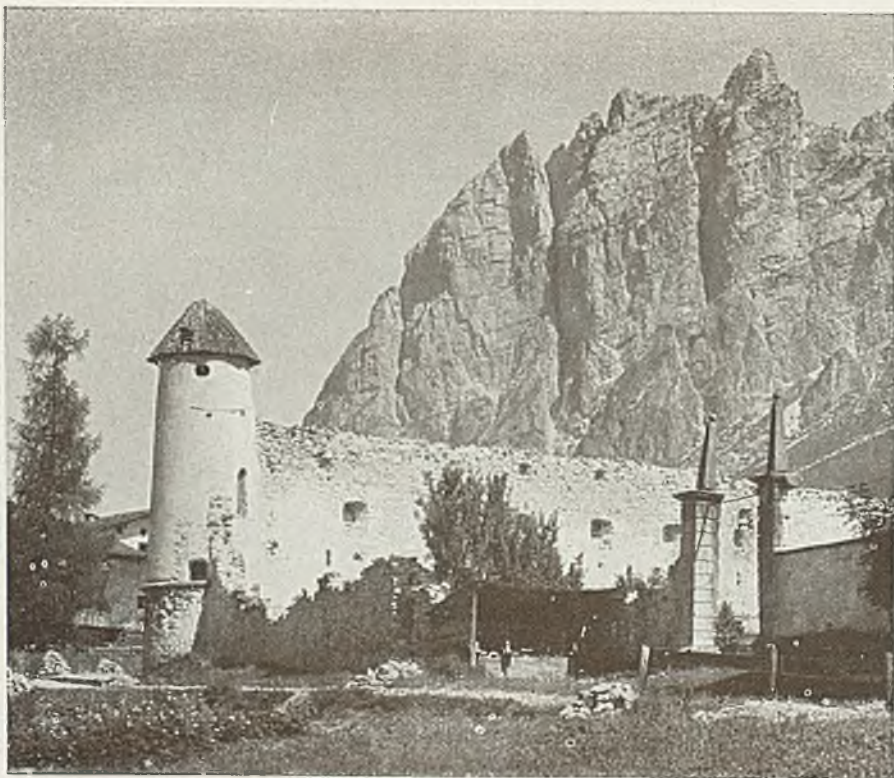


Abbildung 167



Abbildung 108



Abbildung 169



Abbildung 170



Abbildung 171



Abbildung 172



Abbildung 173



Abbildung 174

auch für die lebendige Architektur ergeben. Es liegt nahe, anzunehmen, dass die grosse Einfachheit der Silhouette, die jeden Kleinkram abgelegt hat, die Zurückführung der Baukörper auf sehr einfache, klare, räumliche Vorstellungen und das farbige Zusammengehen des homogenen Materials den Grund bilden. Auch spricht sicher mit, dass alle Formen einen Grad von Weichheit angenommen haben, der die eigentümliche Erscheinung des massstabilos in-der-Luft-Schwimmens mit sich bringt, die das hart Körperliche auflöst und den Gegenständen das Rätselhafte und aus der Welt Entrückte verleiht, wie wir es von Ruinen kennen, während man sich oft bei neuen Bauten bemüht, ihre Formen möglichst exakt und hart zu bilden.

Eine Sonderheit unserer Ruinen stellen die Ueberreste der alten Warttürme dar, wie sie früher allerorten zur Sicherheit des Landes auf vorgeschobenen Höhen weitausschauend Posten standen. Manch einer von ihnen ist zum Wahrzeichen der ganzen Gegend geworden und bedeutet durch den eigentümlichen Akzent, den er der Linie der Landschaft verleiht, ein wichtiges Kompositionselement. Man werfe nur einen Blick auf ein Bild wie Nr. 170, um zu erkennen, wie das Öde und Weite dieses Landschaftsbildes in der eigensinnigen Vertikalen des Turmes gipfelt, und dass diese seltsame sturnumrauschte Szenerie sofort ihren gesamten Zauber verlöre, wenn der Turm da oben seine verwitterte, schlichte Form verlöre. Auch hier zeigt sich die bedeutsame und wichtige Be-

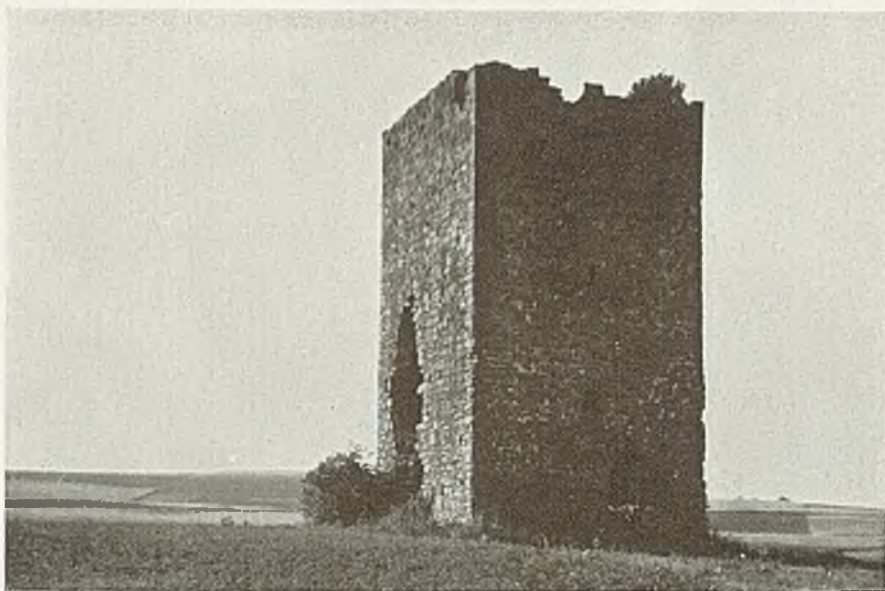


Abbildung 175

reicherung der Natur durch menschliche Formen in ganz besonderem Masse. Trotzdem das formale Element nur ein kleines Ausrufungszeichen im Gesamtbilde bedeutet, macht es sich dieses doch sofort vollständig untertan.

Abb. 179 und 180 zeigen zwei Werke zeichnerischer Kunst (Frühwerke von Rudolf Alt und Ludwig Richter), die in besonders charakteristischer Weise das Gefühls-mässige der Ruinen in der Erscheinung der Landschaft zum Ausdruck bringen, ohne dass sie deswegen eigentliche Höhepunkte ihrer Kunst bedeuten sollen. Wir sind hier in unserem Gefühlsleben kaum über das hinaus-gekommen, was uns jene Romantiker sehen lernten. Bei der Allgemeinheit sind diese Gefühle eher schon wieder verkümmert. Wenn wir heute wissen wollen, wie wir Ruinen sehen müssen und wie wir uns ihnen gegenüber zu verhalten haben, so können wir immer noch nichts Besseres tun, als uns an jene einstigen Pioniere der Romantik zu wenden und uns von ihnen führen zu lassen. Sie erkannten mit feinstem Takt die Rolle, die eine Ruine im Landschaftsbilde spielt, und da es sich gegenüber einer Ruine nicht mehr um neues Gestalten handeln kann, sondern nur um ein Einstellen unseres Gefühlslebens, so wird auch unsere heutige Zeit kaum eine bessere Stellung wieder finden können.

Man kann keinen Kanon aufstellen, welche Ruinen am schönsten seien und was für Züge sie aufzuweisen haben, um recht romantische Ruinen zu sein. Es gab ein-



Abbildung 176

mal eine Zeit, in der man nur die am Rhein sah. Heute hat man Schönheiten überall zu entdecken gewusst, und es bedarf nicht unbedingt des hohen Felsens, auf dem die Burg thront, und des breiten Stromes, in dem sie sich spiegelt. Die Abbildungen zeigen eine Anzahl der verschiedensten Ruinen, die alle mit der sie umgebenden Landschaft eine eigene und starke Harmonie bilden. Aus keinem der Bilder könnte man sich die Ruine wegdenken, ohne dem Ganzen das Wesentliche zu nehmen. Ebenso aber brauchen die Ruinen auch des umgebenden landschaftlichen Rahmens, und es bedarf keines besonderen Beweises, dass wesentliche Eingriffe in den letzteren auch sofort auf die Ruinen rückwirken müssen. Als Architekturwerke können die meisten unserer Ruinen natürlich nicht mehr aufgefasst werden, sondern sie leben ein Sonderdasein für sich, sind nicht Bauwerke und nicht Naturdenkmale. Sie sind nur Ruinen, als solche schön, und können nicht durch Rekonstruktionen oder sonstige Zutaten verbessert werden. Ebenso würde es nur einen Verlust für unser Land bedeuten, wenn sie verschwänden. Man kann daher mit ihnen nichts Besseres anfangen, als sie weiter stehen lassen und sich weiter an ihnen erfreuen, wenn ihre Türme in den blauen Himmel ragen, Wolken hinter ihnen aufsteigen und Krähen ihre Mauern umflattern.

Ein neuerwachender Sinn für die reine und unverfälschte Erhaltung der Dokumente unserer Vergangenheit, wie er sich heute in unserer Denkmalpflege äussert,



Abbildung 177

hat es in kurzer Zeit erreicht, die radikale Zerstörungswut, die so lange herrschte, vollkommen lahmzulegen. Es ist heute kaum mehr möglich, Ruinen in Steinbrüche zu verwandeln und ein halbwegs interessantes Bauwerk, dessen Entstehung vor 1800 datiert, schlankweg abzureissen. Aber ein fast noch schlimmerer Feind der Ruinen war entstanden — die Restaurierungen. In dem naiven Glauben, die Ruine sei etwas Bedauerliches, weil sie etwas Zerstörtes darstelle, meinte man den angeblichen Schaden wieder gutzumachen, wenn man ihn wieder ausbesserte. Diese Vorstellung steht ungefähr auf dem geistigen Standpunkte eines Schulknaben, der eine verblichene alte Mönchshandschrift findet und die Schriftzüge, die er nicht lesen kann, mit Tinte nachzieht. Als ein Beispiel für viele (und noch keines der krassesten) sei Abb. 181 und 182 aufgeführt, wo der ganze Zauber des Ortes von tölpelhaften Händen zum trivialen Unsinn gewandelt erscheint.

Ueber der grossen monumentalen Silhouette, wie sie im Rahmen der Fernwirkung erscheint, besitzen unsere Ruinen auch noch sehr intime Reize, die in der altersgrauen Färbung ihrer verwitterten, abgewaschenen und gebleichten Steine, ihrer bemoosten Oberfläche und den sie umrankenden Schlinggewächsen liegen. Werden die entfernt und kommt dann gar der Maurermeister mit seinem allein-sigmachenden Zementverstrich, so werden Schönheiten zerstört, die keines Menschen Hand je wieder ersetzen



Abbildung 178

kann, da es vieler Jahrhunderte langer Arbeit der Elemente bedurfte, um ihnen die heutige weiche und abgeklärte Form zu verleihen, die allmählich alles an Menschenwerk gemahnende abgestreift hatte. Dem „Auf-neu-Restaurieren“ ist ein Riegel vorgeschoben, nachdem die Denkmalpflege in ihrer überwiegenden Mehrheit sich gegen diese Art von Kunstpflege erklärt und man sich heute allgemein auf den Standpunkt geeinigt hat, dass Ruinen vollkommen in dem Zustand zu erhalten seien, in dem sie sich befinden, und dass eine Konservierung nur mit Mitteln geschehen darf, die möglichst unsichtbar bleiben.

Aber der Mensch bedrohte die Ruinen nicht allein mit seinem Hass, indem er sie abriß, und mit seinem Interesse, indem er sie restaurierte, sondern auch mit seiner Liebe, die sich darin ausdrückt, dass er Bierrestaurants aus ihnen macht. Diese Verwandlung in Bierrestaurants ist eine der schlimmsten Gefahren, die unseren Ruinen drohen, denn einem jeden einigermaßen mit Gefühl und Geschmack Begabten muss dadurch der Ort verleidet werden. Es mag ja noch gehen, wenn in eine sonst noch erhaltene Burg sich bescheiden eine kleine Schenke mit Erfrischungen einnistet; die zum Biertempel ausgebaute Ruine ist etwas so unbedingt Widerwärtiges, dass man ihr häufiges Entstehen nur zu den vielen Zeichen absoluter Unkultur zählen kann, unter deren Zeichen das neue Deutschland eben immer noch vieles erleidet. Denn die an solchen Orten notwendig erzeugte Stimmung lässt

sich in keiner Weise mit der dohlenumkrächzten Berg-einsamkeit vereinigen, die den Zauber der Stätte ausmacht. Es bleibt so wenig davon übrig, dass man sich immer fragt, wozu man eigentlich die störende Ruine noch stehen lässt. Denn das Publikum! — das blosse Wort lässt einen hier erschauern — würde es doch nur angenehm empfinden, wenn das „Etablissement“ „mit allem modernen Comfort“ sich an ihrer Stelle breit machte.

Noch andere in guter Absicht geschehene Verschönerungen bedrohen unsere Ruinen und Bergschlösser. So das Zupflanzen. Es gibt eine Reihe von Burgen, die sich von je auf hohem Felssockel hochragend inmitten des bewaldeten Berglandes erheben (als Beispiel die Wartburg, Abb. 60). Alle die aber, die sich auf dem kahlen Bergbuckel über Grashalden erhoben, auf denen höchstens vereinzelt Bäume wachsen, verlieren vollkommen ihre Haltung, wenn man sie mit Forst umgibt. Man beachte nur, wie sich auf Abb. 157 und 158 die Silhouette der Mauern aus der Linie des Bergzuges entwickelt, um sofort zu verstehen, dass das Wesentliche genommen ist, wenn die Verbindung zwischen der Tektonik der Erde und der Burg gelöst ist. Man sehe daraufhin Abb. 183 an. Die Bäume sind erst so weit heraufgewachsen, dass die feine Form des Bergzuges verwischt ist. In einer Reihe von Jahren wird aber von der ganzen Ruine nur noch ein Spitzchen herausragen. Aber überall trifft man die verkehrte Welt. Wo ein schöner Baum an einer Stelle steht, wo er unent-



Abbildung 179



Abbildung 180

behrlich ist, da schlägt man ihn sicher; wo aber ausnahmsweise einmal der Fall eintritt, dass Bäume vom Uebel sind, da kann man sich darauf verlassen, dass welche gepflanzt werden.

Ganz fürchterlich sind natürlich gar die „künstlichen Ruinen“, die man hie und da auch noch findet und die einen Tiefstand der Bildung zur Voraussetzung haben. In gewissem Sinne ausgenommen hiervon möchte ich vielleicht die Gattung sehen, die man früher in Parken und Gärten manchmal ausführte und von denen in Band II die Rede war. Ich möchte das dort Gesagte hier kurz anführen: „Ueber den Wert künstlicher Ruinen mag man geteilter Meinung sein, immerhin muss man es solchen, wie sie in früheren Jahrhunderten hie und da entstanden, lassen, dass es festgefügte und gut komponierte Bauten waren, die sogar den wirklichen Ruinen gleichsahen und die den Eindruck erwecken wollten, dass hier eine feine architektonische Anlage aus fernen Vorzeiten stehe. Die Anlage an sich war gut, die künstliche Zerstörung wäre wohl nicht nötig gewesen, wenn sie auch oft mit Geschmack anmutig-sentimental ausgeführt war.“

Es gibt leider aber auch noch andere Arten von künstlichen Ruinen. Von ästhetisch Unmündigen errichtet, machen sie sich in der Landschaft breit und zerstören in tölpelhafter und vorlauter Weise deren Harmonien. Abb. 184 zeigt ein Beispiel davon, das, wie in dubio immer, eine verkappte Kneipe ist.



Abbildung 181



Abbildung 182



Abbildung 183

Man kann heute den dürftigen Rest der Ruinen, der mit Wunden und Narben bis auf unsere Tage kam, wohl als gerettet ansehen. Gerettet allerdings nur in dem Sinne, als dem Körper selbst das Leben gelassen werden muss. Gerettet also etwa so, wie in alten Geschichten der böse Sultan zu sagen pflegte: dein Leben hab ich dir versprochen, aber ich werde dich dafür zeitlebens im tiefsten Keller bei Schlangen und Molchen einsperren.

Und auch unseren Burgen und Ruinen wird die Rettung nur dann dazu helfen, ihr schönes Leben fortzusetzen, wenn sie vor ihrem Schicksal als Restaurant bewahrt werden und es zugleich auch gelingt, das zu retten, wovon sie ja schliesslich nur Höhepunkte sind: unsere deutsche Landschaft. Denn nur so sind sie ästhetisch zu begreifen und zu fassen: als Kulminationspunkte unseres Landschaftsbildes, gleichsam als seine historischen und rhythmischen Brennpunkte.

Eine ganz ähnliche Bedeutung im Landschaftsbilde **Burgen** wie die Ruinen haben die Burgen, wenn sie auch durchaus noch den Bauwerken zuzuzählen sind. Nur liegt auch ihr Wert für uns weniger in der eigentlichen Architektur, sondern mehr in der Stimmung, die sie linear-kompositionell mit der Gesamtlandschaft ergeben. Ich denke hierbei natürlich nicht an die jüngeren Kunstbauten, wie etwa das Heidelberger Schloss, sondern an die nicht mehr allzugrosse Anzahl von Burgen, die es nur einem glücklichen Zufall oder einer sehr versteckten Lage verdanken,



Abbildung 184



Abbildung 185



Abbildung 186

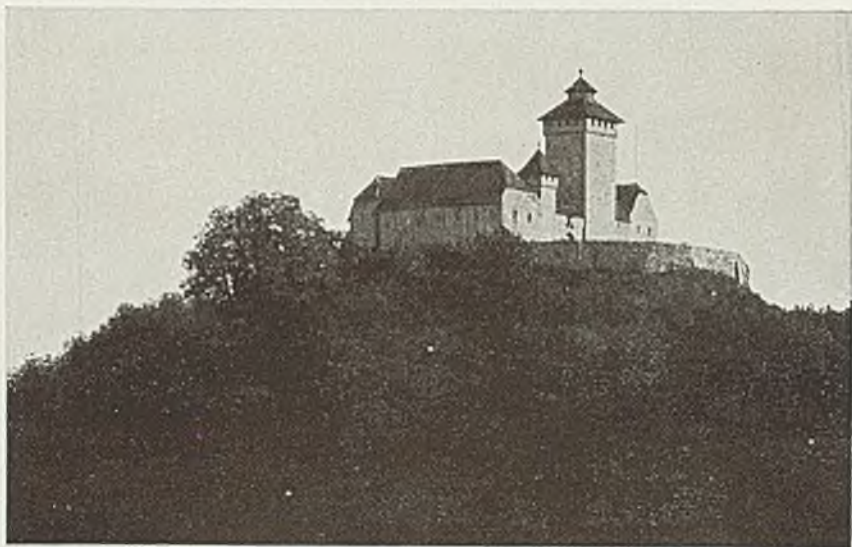


Abbildung 187



Abbildung 188

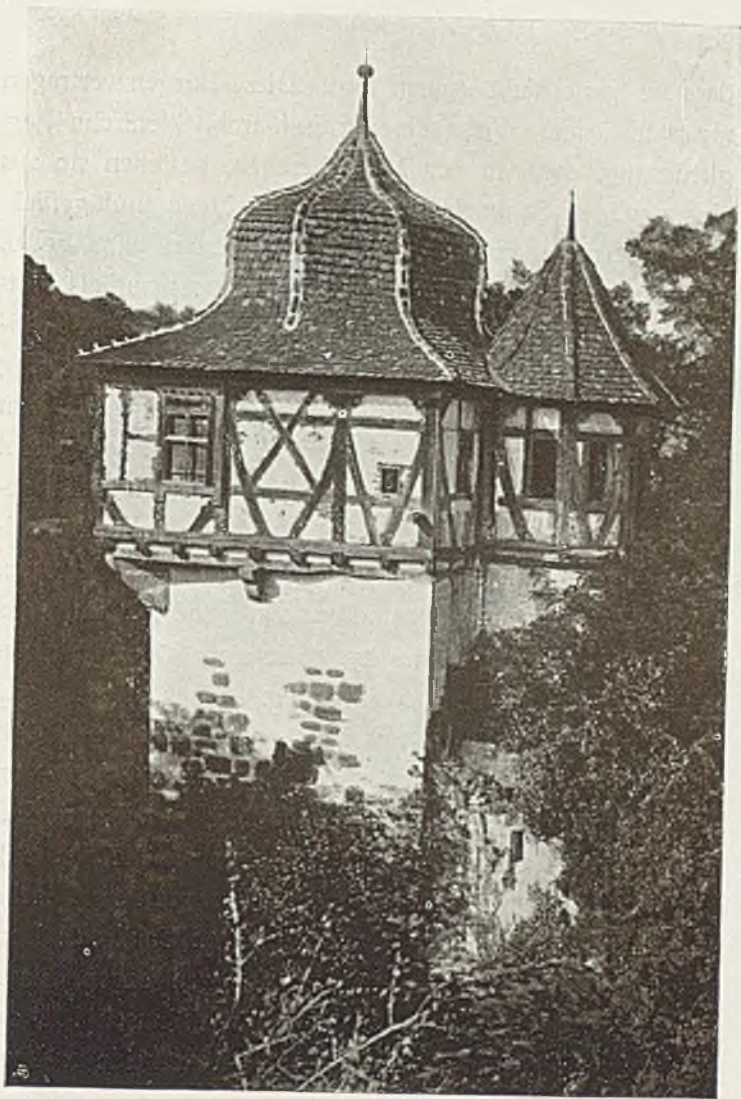


Abbildung 189

dass sie heute nicht Ruinen sind. Diese Burgen vertragen meist in keiner Weise eine kritisch-architektonische Zergliederung, denn in der Nähe besehen, bestehen sie aus einem wilden Sammelsurium von ungefügten und geflickten Mauern, zusammengestoppelten Fenstern ohne Form, Dächern aus den verschiedensten Zeiten, oft nur als Notdach aufgesetzt, und dunklen, unproportionierten Zimmern, in denen niemand von uns auch nur einen Tag hausen möchte. Und doch, erblickt man das Ganze von unten, so ist es ein Traum, der nicht schöner gedacht werden könnte, und es würde nicht um einen Deut gewinnen, wenn die Mauern im besten Werkstein und wohlgefügt, die Fenster symmetrisch und in edlen Formen, die Dächer regelmässig und wohlausgemittelt und das Ganze mit den besten und hygienischsten Räumen durchgebildet wäre. Ganz so, wie unsere Ruinen, müssen wir sie so geniessen, wie sie uns überkommen sind, und deshalb können wir nichts an ihnen missen, auch nichts von ihrer Seltsamkeit und Unvollkommenheit, wenn uns nicht mit ihnen das Ganze verloren gehen soll. (siehe Bd. VI).

Der Ausbau von Burgen ist eine äusserst heikle Sache und erfordert den grössten künstlerischen Takt. Es lässt sich selbstverständlich nicht viel dagegen sagen, dass, wenn jemand eine Burg besitzt, er den Wunsch hat, sie wieder zum Wohnen herzurichten. Nur vermeide er dann zwei Gefahrpunkte des Restaurierens: einmal das Verletzen der schönen alten Haut des Gebildes, in der ihr Hauptreiz

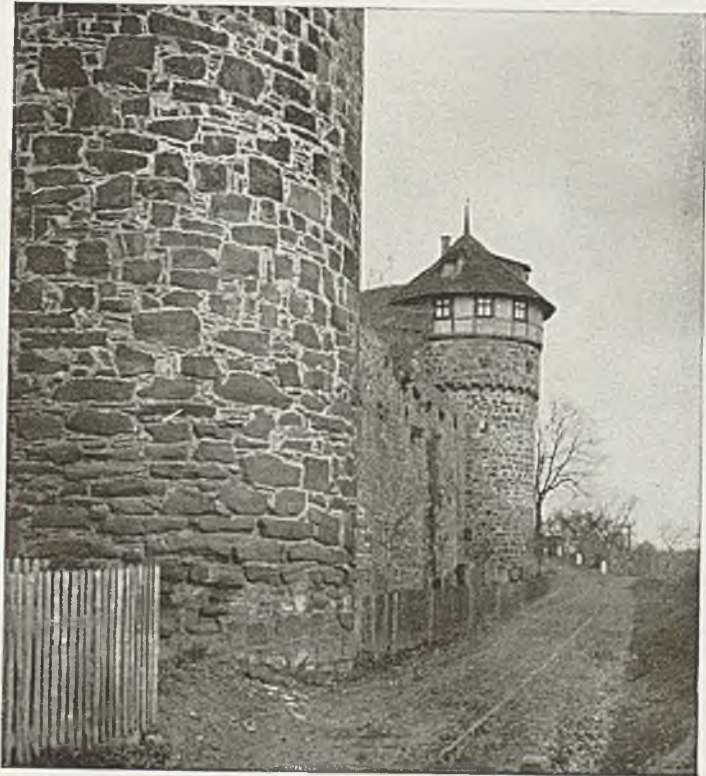


Abbildung 190

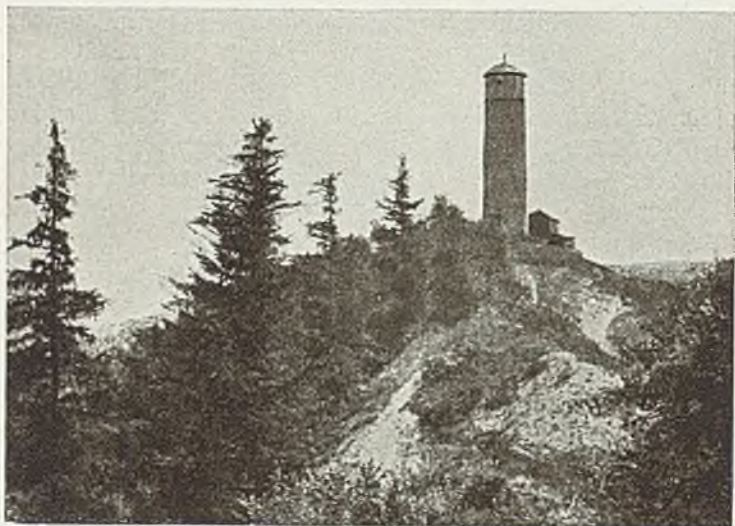


Abbildung 191



Abbildung 192

innerhalb der Landschaft liegt. Und andernteils das Hinzufügen von neuen Teilen, die nur den Zweck romantischer Ergänzung, nicht den Sinn der Benutzung für sich haben. Es gibt manche alte Bergschlösser, die in späterer Zeit Nützlichkeitsanbauten erhalten haben, die sich in den Formen ihrer Entstehungszeit ruhig als solche zu erkennen geben und meist vortrefflich mit dem Ganzen zusammengewachsen sind. Wir leben nicht mehr in den Zeiten dieser selbstverständlichen natürlichen Bautraditionen und müssen deshalb doppelt vorsichtig sein. Deshalb vermeide man durchaus alle nur rekonstruktiven Zutaten, die nicht nur fast immer misslingen, sondern auch die Harmonie des ursprünglichen Baues zerstören.

Abb. 186 zeigt eine interessante Burg mit seltsamer, gedrungener Erscheinung. Ich glaube, man wird sich einig darüber sein, dass die geschlossene Silhouette der Baukörper einen wundervollen Abschluss des Bergzuges ergibt, der mit Recht eine mächtige Steigerung der Naturschönheit hervorbrachte. Auch hier wiederholt sich das alte Spiel. Für nichts ist Geld zu haben, aber um eine schöne Burg zu verderben, dafür wird es gefunden (Abb. 187). Der Turm an sich ist noch gar nicht mal so schlecht, wenn man ihn allein betrachtet; zur Burg steht er in keinem Verhältnis, da er sie erdrückt, klein macht und ihre Silhouette in keiner Weise verbessert. Auch die Wiederholung im kleinen Maßstab ist wenig glücklich. Er ist zudem vollkommen unnötig, denn die beinah unbewohnte Burg dient



Abbildung 193

Turm auf der Hornisgrube 1165 m
(Schwarzwald)

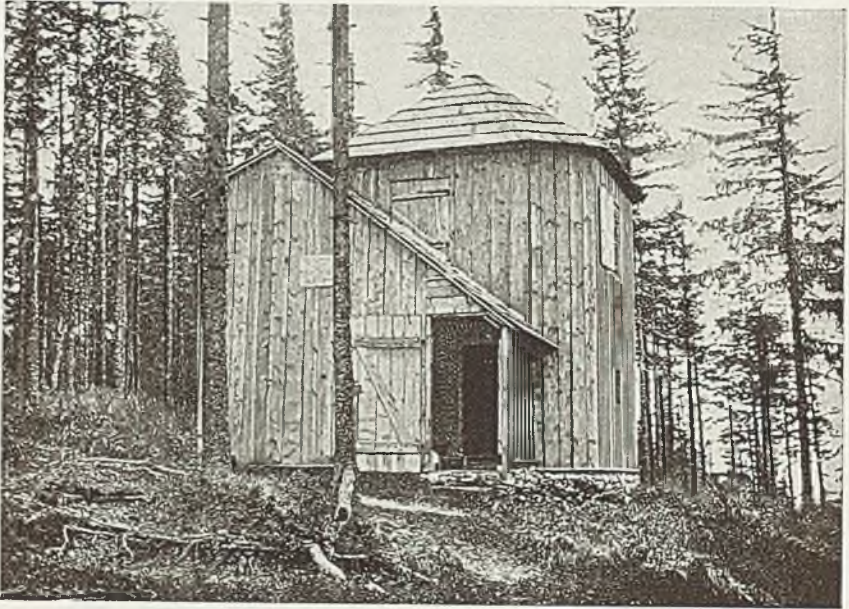


Abbildung 194

Dymergaut

keinen andern Zweck mehr, als dem der Landschaftsgestaltung. Und als Aussichtsturm kommt er kaum in Frage, da die Burg ohnehin frei auf höchster Bergespitze liegt. Ob man denselben Blick noch 10 Meter höher hat, kann für keinen wirklichen Naturfreund in Frage kommen.

Überhaupt die Aussichtstürme! Sie bilden ein böses Kapitel im Buche unserer Landschaftsgestaltung. Es soll durchaus nicht behauptet werden, dass ein Aussichtsturm nicht auch eine Bereicherung bedeuten könne, wenn er am richtigen Platz in der richtigen Form entsteht. Schon die Abbildungen der alten Warttürme zeigten diese Möglichkeiten. Auch von anderen alten Türmen (Abb. 188 bis 190) lässt sich viel Wichtiges über die Baugesinnung lernen. All diese alten Türme dienen in ihren überkommenen Formen vortrefflich als Aussichtstürme, weil sie gleichsam schon als solche gebaut waren, wenn auch nicht ganz in der Absicht des harmlosen Genießens. Ganz vortrefflich ist ein neuer Turm, wie ihn Abb. 191 zeigt (allerdings auf alter Grundlage), dessen schlichte Zylinderform sich als wirkliche Verschönerung des Bergzugs zeigt. Das Turmunkraut, das heute überall auf unseren Bergen wuchert, sieht meist so aus wie auf Abb. 192. Diese krankhaften Formen, wie sie in den letzten Jahrzehnten herrschten, haben nun überall das Land auf seinen sichtbarsten Punkten aufs hässlichste entstellt. Abgesehen von ihrer unruhigen, zerrissenen Gesamtform, entbehren sie meist



Abbildung 195

jedes richtigen Massstabes, die das Bauwerk und die Bergform in ein richtiges Verhältnis setzt. Es ist leicht einzusehen, dass, je grösser das Bauwerk auf dem Berge ist, um so kleiner der Berg erscheinen muss. Die Mächtigkeit des Eindrucks hängt auch durchaus nicht mit der absoluten Grösse des Bauwerkes zusammen, sondern im Gegenteil scheint das Bauwerk zu schwinden, wenn durch einen falschen Massstab die Landschaft klein wird. Für den praktischen Zweck genügt es ja vollkommen, wenn über dem versinkenden Vordergrund sich ringsherum das freie Landschaftsbild erhebt. Als ein Beispiel von feinem Takt zeige ich einen kleinen Aussichtsturm auf Abb. 193, dessen primitiver Form und sogar der Seltsamkeit seines Aufstieges trotz absoluter Kleinheit eine gewisse Grösse nicht ermangelt. Dabei hat die hohe Architektur noch keinen Finger gerührt, sondern alles ist schlichtes Maurermeisterhandwerk, wie es sich gehört. Aber wie wirksam erhebt sich die kleine Spitze oben über den mächtigen Einöden und Moorflächen des Hochplateaus, die durch den Gegensatz ins Riesenhafte wachsen. Aber wer denkt heute noch an so etwas. Ueberall herrscht der Restaurateurgeschmack, der sich mit grossen Reklamebuchstaben ins Land schreibt. Zu was für einfachen und anständigen Formen man früher für Schutzhütten auf den Bergen kam, zeigt Abb. 194. Es ist die Kopie des Häuschens, in das Goethe sein Nachtlied anschrieb. Der Hochwald ist allerdings weg, und an seiner Stelle steht eine jener Balken-



Abbildung 196

pflanzungen, zu denen moderne Forstwirtschaft unseren Wald umzuformen beginnt. Aber auch trotz der Umgebung liegt in diesem Häuschen eine Mahnung, die unsere Zeit sehr wohl vertragen kann.

Endlich in Abb. 195 noch ein versöhnendes Bild, das einstige Brockenhaus, wie es noch im Anfang des 19. Jahrhunderts stand. Auch in diesem Bilde bekundet sich eine Grösse der Auffassung und Wucht der architektonischen Gestaltung, dass man vor ihm durchaus bekennen muss: der Mensch vermag es, mit seinen Bauwerken sogar die Einsamkeit und Oede von Bergeshöhen zu steigern.

*

Bei den Ansiedlungen sind es besonders die Friedhöfe, die landschaftlich stark mitsprechen. Ein jeder wird sich entsinnen, dass er schon Friedhöfe getroffen hat, die in ihrer Stille und Abgeschlossenheit wirklich eine Stätte des Friedens schienen, allerdings wohl noch mehr solche, die durch ihre Oede und Nüchternheit dem, der sonst guten Muts hinkam, die Lebensfreude trüben konnten.

Innerhalb der umgebenden Landschaft werden besonders die ländlichen Friedhöfe wichtig. Früher fand man hier fast regelmässig die alte, heute leider meist aufgegebene Form des Friedhofs, der um die Kirche herum angelegt war, und dort mit Recht den Namen Gottesacker führte. Besonders da, wo die Kirche auf einer kleinen Erhebung stand, bildeten sich die reizvollsten Orte, wie sie



Abbildung 197



Abbildung 198

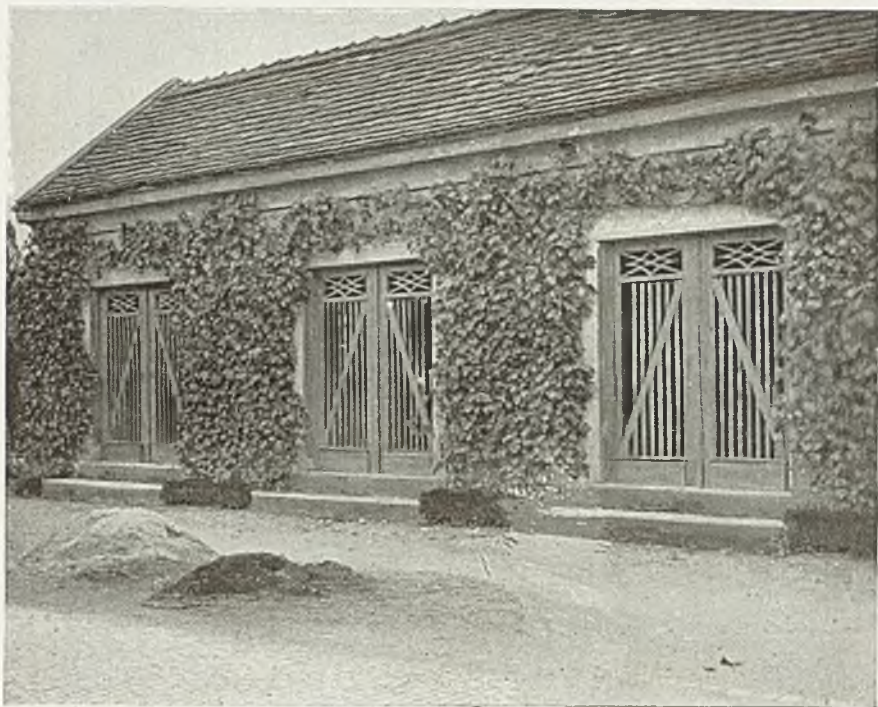


Abbildung 199



Abbildung 200



Abbildung 201

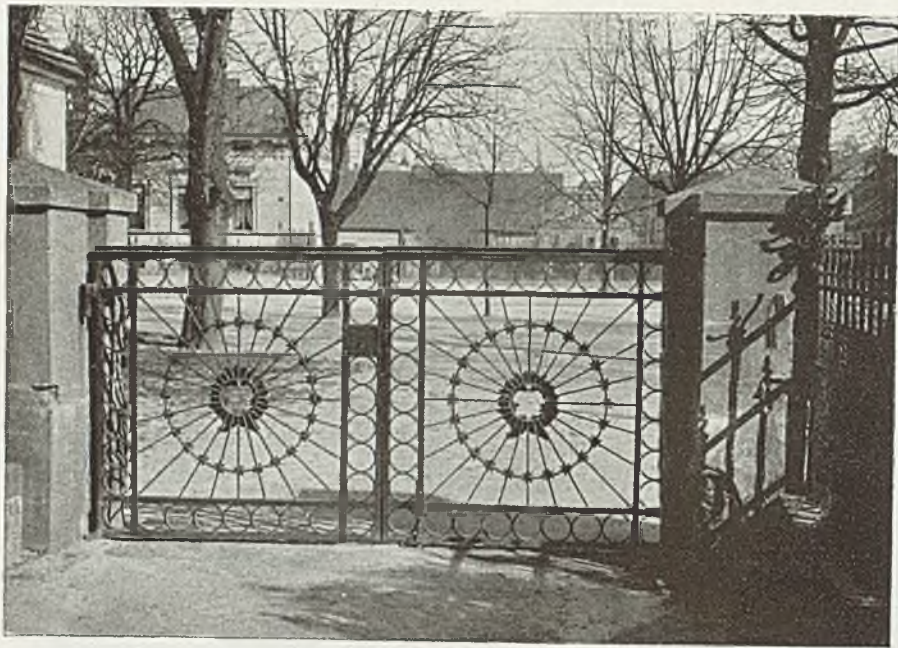


Abbildung 202



Abbildung 203



Abbildung 204



Abbildung 205



Abbildung 206

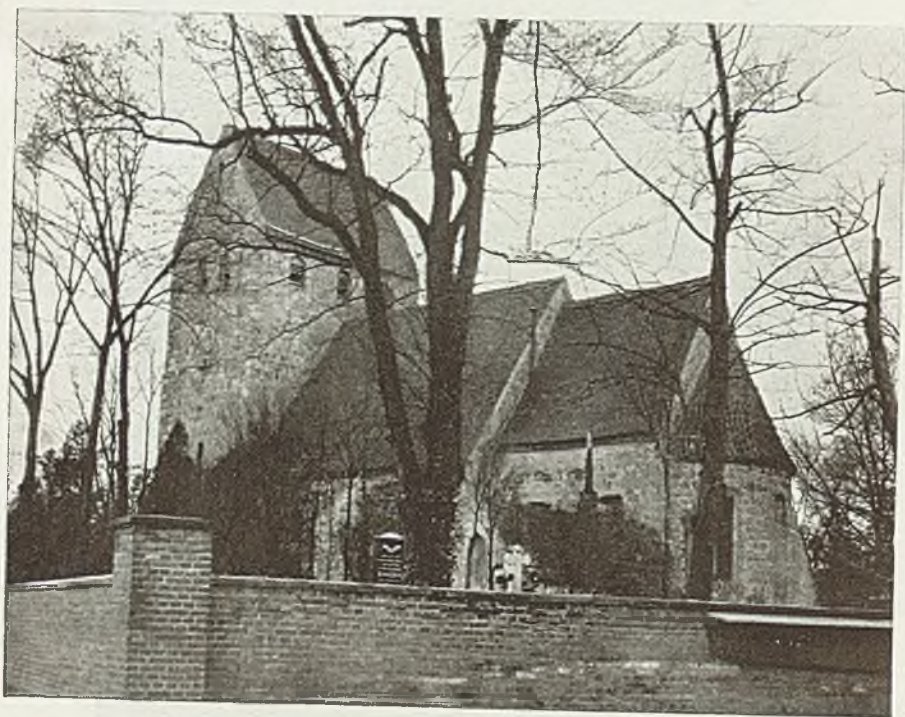


Abbildung 207



Abbildung 208

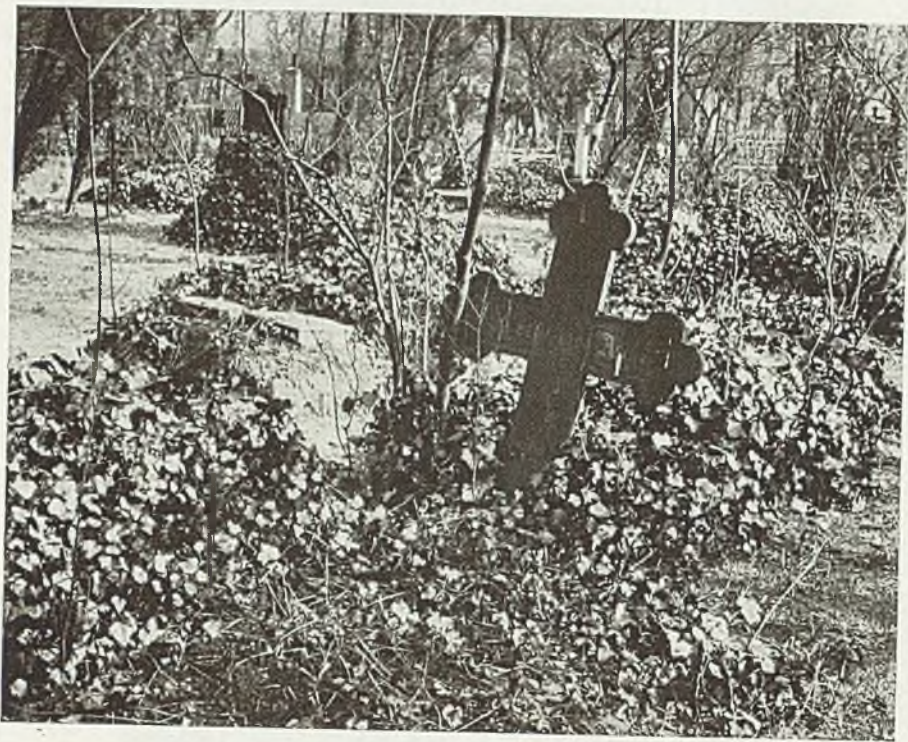


Abbildung 209

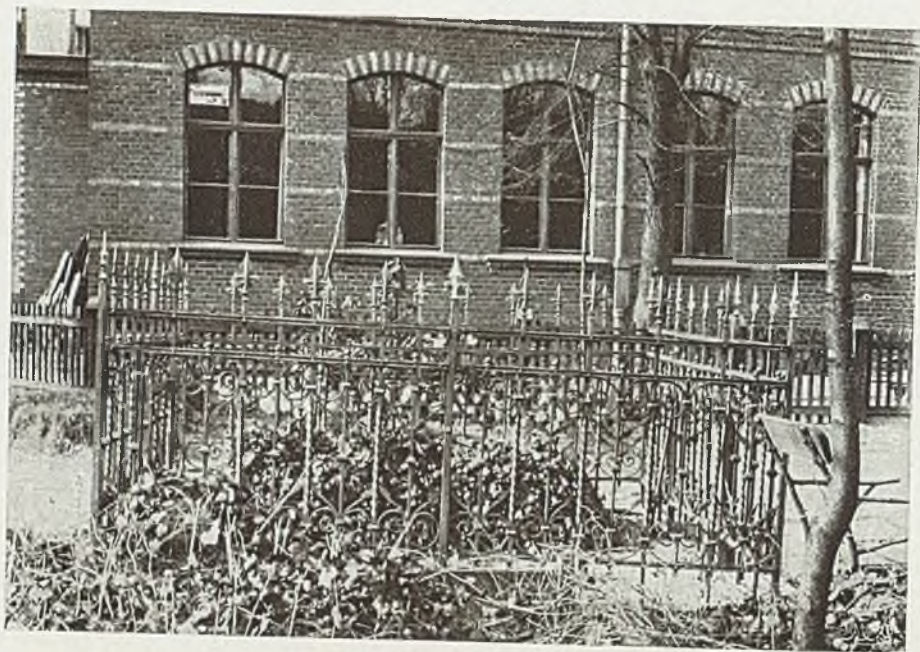


Abbildung 210

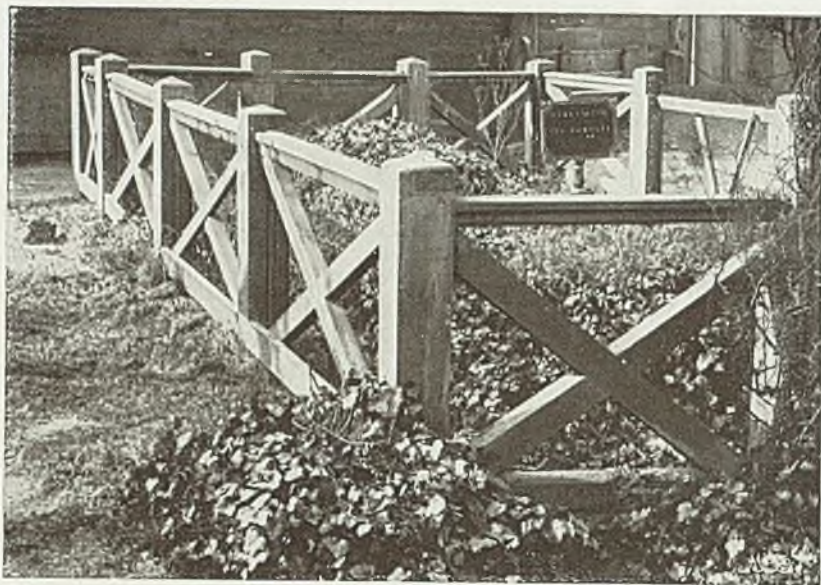


Abbildung 211



Abbildung 212

DEERBACH 113



281

Abbildung 213

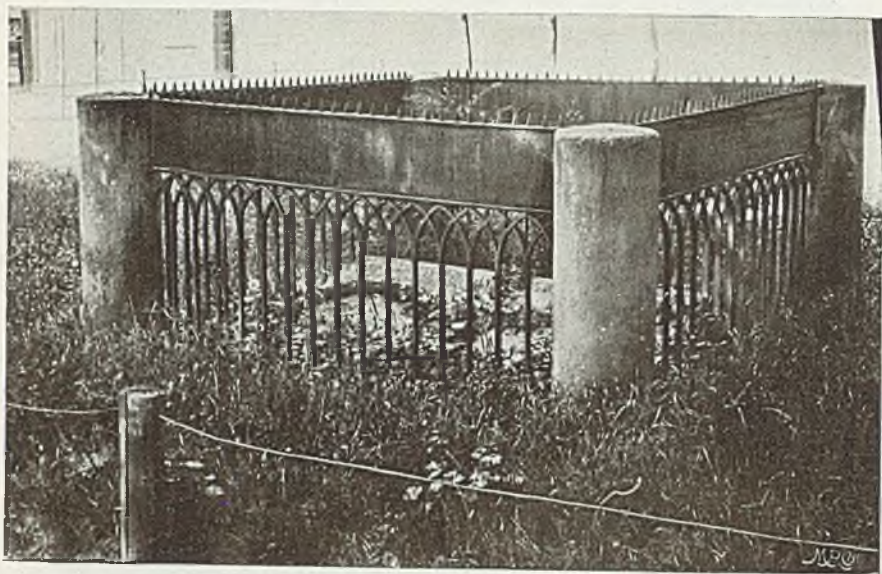


Abbildung 214



Abbildung 215

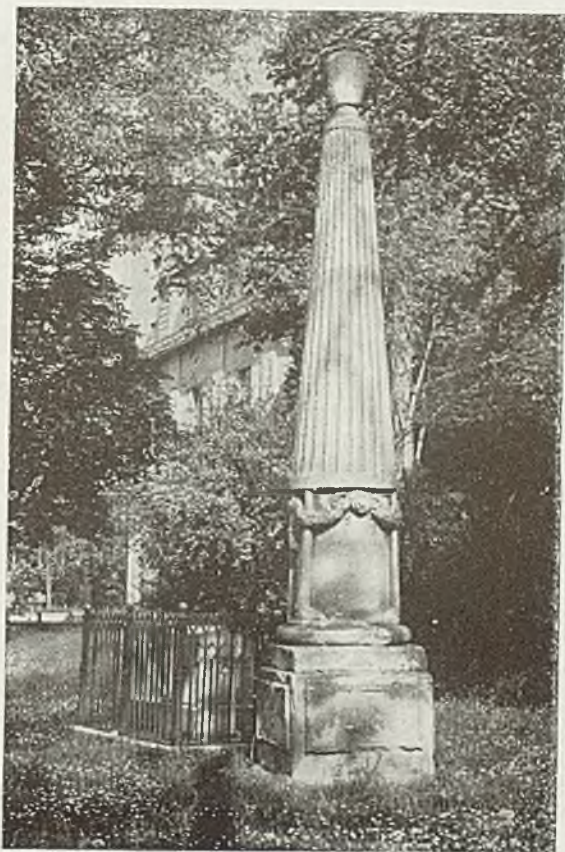


Abbildung 216



Abbildung 217



Abbildung 218

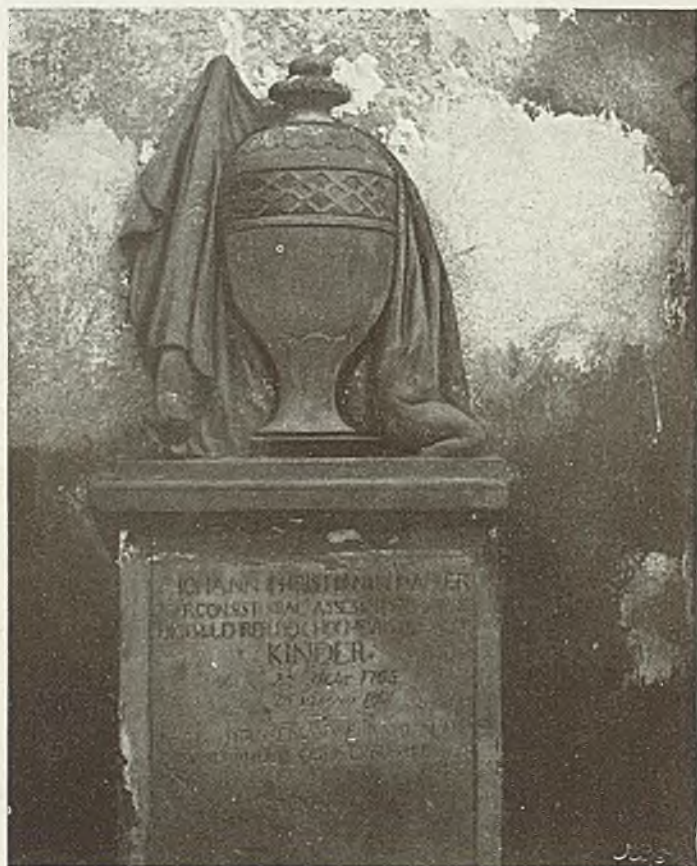


Abbildung 219



Abbildung 220



Abbildung 221



Abbildung 222



Abbildung 223



Abbildung 224

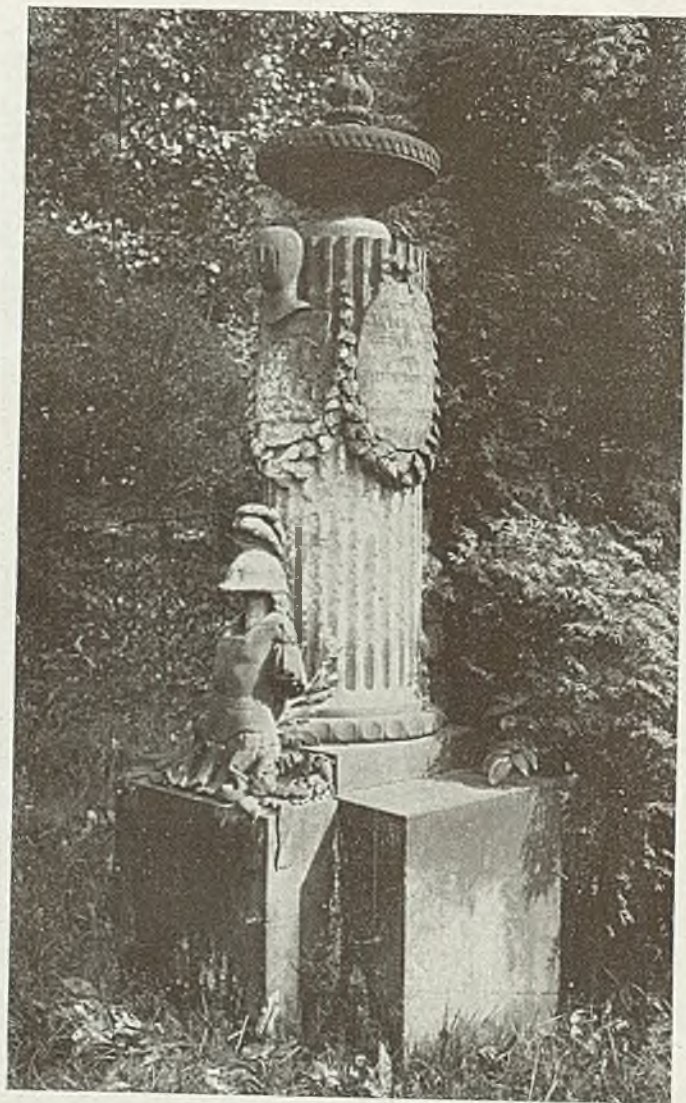


Abbildung 225



Abbildung 226

unsere Abb. 64 und 69 schildern. Bei kurzer Prüfung wird man inne werden, dass die Schönheit solcher Plätze nichts mit der Grösse der aufgewendeten Mittel zu tun hat, sondern dass lediglich die Gesinnung, die die Anlage geschaffen hat, den Ausschlag über Gut und Böse gibt. Und dass gerade die Grossmannssucht, die sich so häufig in neu angelegten Friedhöfen äussert, das Wesentliche, die tröstende friedvolle Stimmung, vollkommen ausser acht gelassen hat.

Bei den schönen Friedhöfen, die unsere Landschaft noch besitzt, muss man immer wieder die grosse Kunst oder richtiger gesagt das feine Gefühl bewundern, mit dem vermittelt einiger alten Mäuerchen, einem Lattentor, ein paar Holzkreuzen, einem Hollunderbusch und schlichten Bauernblumen das Beste erreicht ist, was man sich an einem solchen Platz wünschen kann. Aber auch in reicheren Formen finden wir vieles, was nur mustergültig genannt werden kann. Die Bilder deuten einiges von den Bahrhäusern, Kolonnaden, Erbbegräbnissen, Totenkapellen und Monumenten an, wie wir sie noch bei uns im Lande finden. Gerade bei letzteren ist an einigen Gegenüberstellungen gezeigt, dass in neuerer Zeit alles, wie von einem bösen Schicksal getrieben, die trostlosen und lächerlichen Formen annahm, die für die neuere Zeit so charakteristisch sind, während man sich umgekehrt auf jedem alten Friedhof, und sei es die bescheidenste Ecke hinter der Dorfkirche, überzeugen kann, dass mit den schlichsten Mit-

teln im höchsten Grade das erreicht werden kann, was man doch vor allem auf dem Friedhof sucht: ernste, ruhevoll versöhnende Stimmung. Man vergleiche nur einmal Abb. 209 mit 210, von denen die erstere nicht einmal durch vegetative oder landschaftliche Schönheit auffällt, sondern eine ganz schlichte Ansicht aus einem nicht einmal sonderlich alten Friedhof ist, mit einem Kreuz, das kunstgewerblich keine Leistung bedeutet. Und doch wird man aus dem kleinen Bilde etwas von jener schönen Friedhofstimmung empfinden, die man dort bereitet sehen möchte. Wie wenig passt hierfür ein Anblick wie auf Abb. 210, den man sofort als modern erkennt, weil er für diese Zeit so charakteristisch ist. Wie sehr muss es die Hinterbliebenen quälen, mit dem Gedächtnis an einen lieben Toten die Erinnerung an solche Orte zu verbinden, die so schlecht von Versöhnung reden und so wenig zum weichen Ausklingen des Schmerzes passen wie die entweihte Stätte, die unser Bild zeigt.

Von Grabdenkmälern zeigen unsere Bilder eine kleine Sammlung einfacher, fast handwerklicher Arbeiten, die besondere Zierden ihres Ortes bilden und als solche auch die landschaftliche Gesamtstimmung erhöhen. Denkmäler

In der eigentlichen freien Landschaft sprechen Denkmäler seltener mit, da sie sich meistens in den Rahmen des Städtebaues einfügen. Wie bei ihnen oft durch die Grossmannssucht der letzten Jahrzehnte klare, wohlgefügte Bauanlagen zerstört wurden, um schlimmster Tri-



Abbildung 227

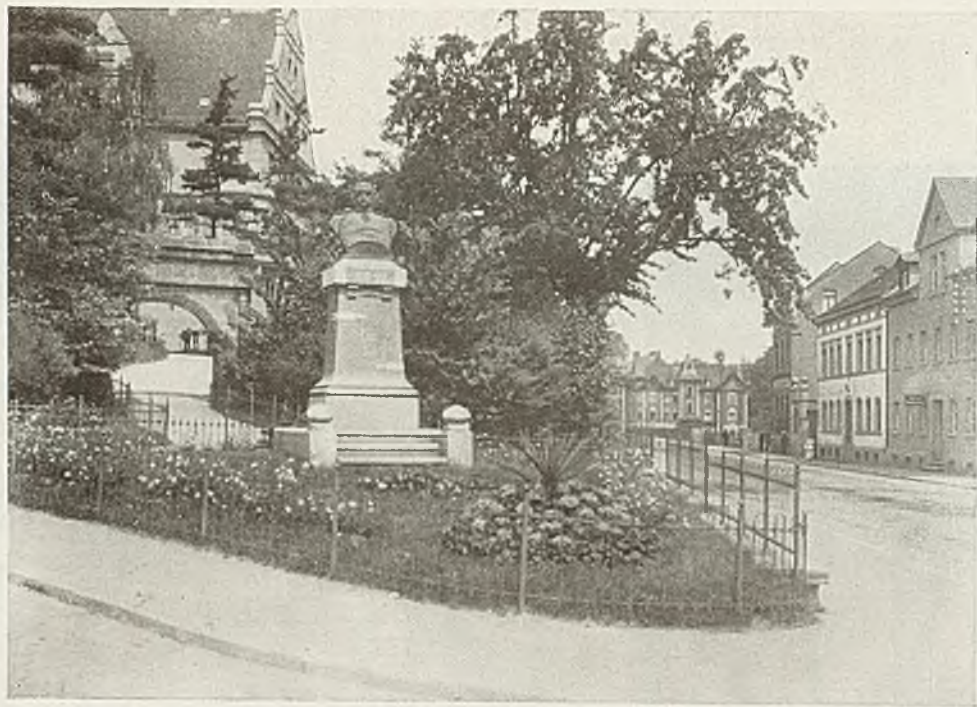


Abbildung 228



Abbildung 229

vialität Platz zu machen, zeigt ein Vergleich von Abb. 227 und 228, die ein und denselben Ort darstellen, der von beiläufig derselben Stelle aus in einigen Jahren Zwischenraum photographiert ist.

Aber es gibt auch Denkmäler der wirklichen freien Landschaft. Die vielen Tafelaufsätze, allerdings, die man in riesenhaft vergrössertem Massstab von 1870 bis 1900 in die Natur hineingesetzt hat, bedeuten mit wenigen Ausnahmen nichts anderes als eine sehr kostspielige Entstellung des Landes. Es ist ja zu hoffen, dass heute eine neue Erkenntnis über das Volk gekommen ist, denn die Zeit nach dem Kriege wird eine grosse Anzahl Denkmäler aller Art zeitigen, die man auf den Schlachtfeldern, über Massengräbern und als Kriegerdenkmäler errichten wird. Wenn man aus den vielen Fehlschlägen etwas gelernt hat, wird man nicht mehr versuchen, mit der üblichen Standbilderplastik zu arbeiten, die man einfach riesenhaft vergrössert, um sie überhaupt in grossen Räumen sichtbar zu machen, sondern man wird sich erinnern, dass nie in der Landschaft vor allem mit grossen Baukörpern gerechnet werden muss, die durch Mauern, Fels oder aus Erde gebildet sein können, und zu denen die Baumpflanzung als wirksamste und zugleich als billigste Bereicherung hinzutritt.

Wenn man die Bilder dieses Buches aufmerksam betrachtet, wird man bald erkennen, welche monumentale Wirkung in der schlichten Zylinderform der alten Wart-



Abbildung 230

türme, in den kubischen Kästen der Ruinen, in der Silhouette einsamer Hügel oder Felskegel und in den ragenden Gruppen einzelner Bäume verborgen liegt. Aus diesen Elementen der Landschaft muss eine neue Landschaftsplastik ihre Mittel erkennen lassen.

Eine Sammlung von Entwürfen, die gerade zur rechten Zeit das österreichische Gewerbeförderungsamt herausgegeben hat und die ganz den Nagel auf den Kopf trifft, zeigt hier den rechten Weg, der hoffentlich auch in Deutschland begangen werden wird.

Wir besitzen bereits einige ältere Denkmäler in der Landschaft, die gut und künstlerisch gedacht sind. Hierhin gehört die grosse Erdpyramide auf den Schlachtfeldern von Waterloo, die weithin sichtbar aus dem sanft gewellten Wiesengelände aufsteigt und wirklich ein würdiges und grosszügiges monumentum gewesen sein muss, bis die neue Zeit mit ihren Segnungen kam und die Wirkung des ganzen dadurch aufhob, dass sie eine Reihe von Restaurants und ein hohes Panoramagebäude dicht an den Fuss des Denkmals anklebte, die nun beinahe den Hügel überragen. Hoffentlich sorgt deutsche Kultur dafür, dass sämtliche Gebäude bald wieder verschwinden und die reine Linie des Hügel wieder von allen Seiten aus weiter Ferne unentstellt zur Erinnerung an grosse Zeiten aufsteigt. (Abb. 229 bis 231.)

Es gibt viele Orte, die durch irgendeine, wenn auch räumlich noch so unbedeutende Anlage, wie etwa

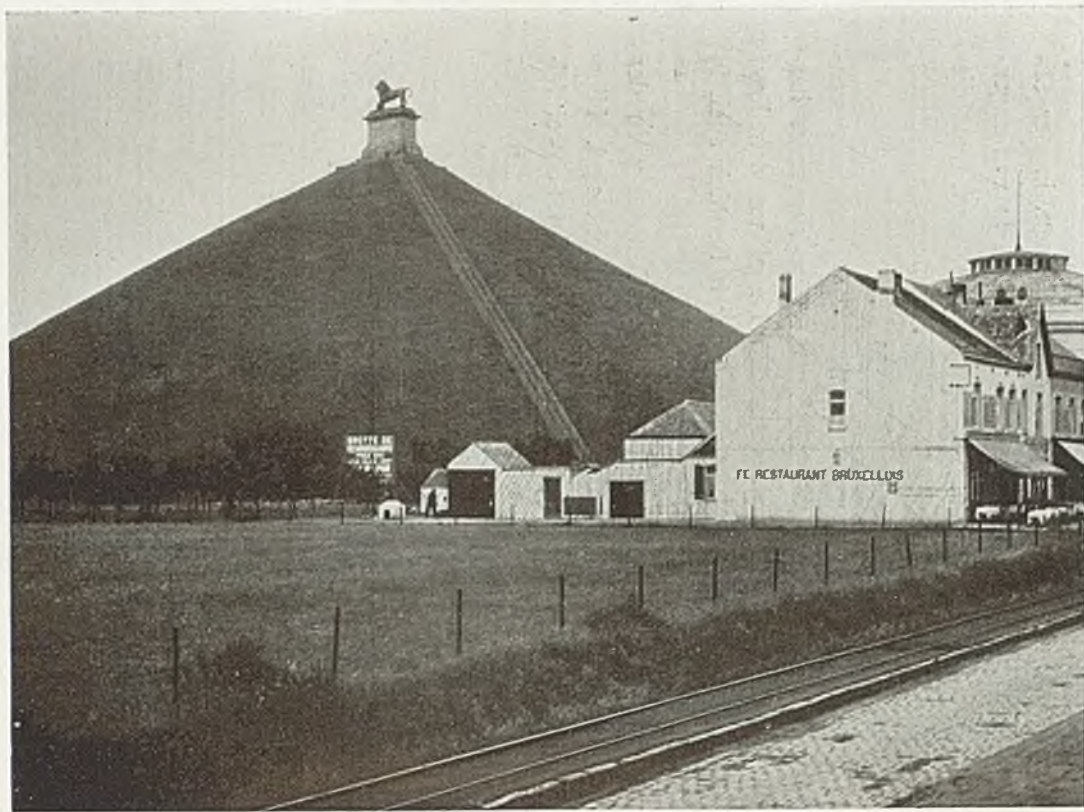


Abbildung 231

einen Denkstein, einen Wegweiser, ein Kreuz oder irgend etwas ähnliches eine Cäsur in den Weg bringen und der Stelle dadurch den Stempel des Besonderen, des Merkwürdigen verleihen, so dass die Erinnerung sich fester an den Ort haftet, man ihn wohl auch zum Ziele eines Spaziergangs macht.

Zeiten mit reifer künstlerischer Formensprache errichteten solche Merkmale oft mit grosser Kunstfertigkeit. Abb. 232 zeigt einen Wegweiser, dessen dreikantige Prismenform den Richtungen dreier gekreuzter Wege entspricht.

Auch die Zeit der Romantik hat hier Unvergessliches geschaffen, wie als Beispiel ihrer frühen Zeit Abb. 233, ein Gedenkstein an einer betonten Stelle eines Parkweges, zeigt.

Auch die darauf folgenden mageren Jahre bewiesen überall ihr hochentwickeltes Naturgefühl. Der schlichte steinerne Würfel (Abb. 234), der einstmals inmitten von Epheuranken seitlich vom Wege unter hohen Bäumen stand, wäre ein schönes Beispiel hierfür, wenn ihm nicht die Geschmacklosigkeit der 80er Jahre übel mitgespielt hätte, indem sie ihn mit dem albernen Steinsalat verzierte, der nun den Ort entstellt.

Zeiten, die wieder ein natürliches Gefühl für die landschaftlichen Schönheiten gewonnen haben, werden auch den Takt wieder erlangen, in diesen Kleinigkeiten und scheinbaren Nebendingen bedeutsame Steigerungen zu schaffen.



Abbildung 232



Abbildung 233



Abbildung 234

Hierhin gehört noch etwas anderes, das zwar nicht mit dem Auge ermessen werden kann, aber des gleichen geistigen Ursprungs ist: ich meine das Taufen von Plätzen, Aussichtspunkten, Bänken oder Bäumen mit besonderen Namen. Aber Aussichtspunkte, Plätze und Bänke sind meistens vom Verschönerungsverein angelegt, und so klingen auch ihre Namen. Zumeist heissen sie „Weidmannsruh“, denn über „Weidmannsruh“ hinaus trägt selten die Fantasie des Taufenden. Hier und da schwingt sie sich aber doch einmal zu einem „Sophiensitz“ oder einer „Elisabethenruhe“ auf. Treibt schliesslich die Gefahr des Verwechselns zu einem neuen Namen, so verfällt man sinnig auf „Mon repos“. Irgendeinen wirklich bezeichnenden Namen, der im Sinn oder Klang ohne weiteres die Vorstellung des Ortes wachruft, zu finden, gelingt keinem; denn dass dort einmal eine Sophie oder eine Elisabeth gesessen hat, stellt doch für die Allgemeinheit noch keine charakterisierende Beziehung her.

Und doch wimmelt das ganze Land von herrlichen Ortsnamen. Es sind samt und sonders solche, die einst im Volksmund entstanden sind und deren Entstehung meist auf längst vergangene Zeiten zurückweist. Nicht einer davon ist ein totes Wort. Bei einem jeden ist der Name dazu da, eine besondere Vorstellung zu erzeugen, und zwar ist nicht nur der Sinn des Wortes eine die Bedeutung des Ortes fein charakterisierende, sondern schon der Klangwert allein verführt zu der örtlichen Grundstim-

mung, mit der die Volksseele ihn belebt hat. Auch für den, der die Gegend nicht allein mit geniessendem Auge betrachtet, sondern den es freut, die alten Kulturfäden des Landes aufzuknüpfen, tragen die alten Namen unmittelbar zum Verständnis bei und erheben die Begriffe ins Anschauliche.

Ich möchte einige solcher Ortsnamen hier anführen; einem jeden Leser wird es aber ein leichtes sein, aus seiner Gegend eine gleich grosse Anzahl und gleich schöner zusammenzustellen.

Die wüste Kirche	die weisse Grube
der Ziegenberg	der tote Mann
das Mordtal	das Rolandsgrab
die Heidenhügel	die Spielmannshöhe
das Heidehaus	der Burggrund
die frohe Zukunft (Schenke)	der Grabhügel
die Bergschenke	die alten Schachte
zum guten Kaninchen	die lange Schanze
der Lindenhof	die Schwedenschanze
die Frankenfurt	das Jägerhaus
das verlorene Loch (Teich)	die Sonnenwarte
das Himmelreich	die Sternenhöhe
die Sturmheide	zum grossen Weinberg
die Königsbuche	das Donnerloch (Teich)
das Streitholz	das Paradies
der Donnersberg	das alte Rieth
der Wolfsanger	die Ententränke

*zum alten Yammel
(Mauschlein)*

die Rabenmühle	die blaue Haube
die Luchshügel	die Rabenhütte
die Waschteiche	der Wartberg
der Lindenhügel	der Gänseberg
die Gottesgabe (Berg)	der Anger
der Riedbrunnen	der Läusebiel
die Pfaffenbuche	die kalte Herberge
die Wolfsgruben (Wald)	der rote Berg
die dürre Henne	die Struppeiche
die Hasenflucht	der Winterstein
zum hohen Gereuth	zum steinernen Tropfen
zum Reiterbühl	der öde Hang
die Schlagmühle	die lange Halde
der Hirschruf	der Lebewohlhügel
die Buchenhallen	zum gesprengten Stein
der Geiersberg	der Saulauf
die krumme Hufe	die Judenfurt
die Teichmühle	der Aschenhag
das Rondell	der Zigeunerkopf
das Räuberkreuz	der Teufelskreis
die Warte am Brunnen	die schwarze Pfütze
die Kesselhardt	der Streitrain
der Heuberg	die Rabeninsel
das Klosterholz	das verfluchte Jungfernlloch
die vier Schergen	das finstere Uebeltal
die Windlücke (Pass)	die Spielmannsleite
der Gottesfrieden (Anhöhe)	der Igelshieb.



Abbildung 235

In den letzten Jahrzehnten ist ein neuer Schädling in der Landschaft aufgetreten: riesengrosse Reklametafeln, die in die freie Natur gestellt sind und nicht allein formal einen hässlichen Kontrast zu Feld, Wiese und Baum bilden, sondern auch in ihrer zuwideren Aufdringlichkeit, in der sie uns für ihre Waren interessieren wollen, jedes feinere Gefühl verletzen. Abb. 235 bis 241 bieten eine kleinere Zusammenstellung.* Man beachte die Vermessenheit, mit der sich der Geschäftssinn unserer Zeit auf dem letzten Bilde einem ehrwürdigen Felsblock naht und ihn mit riesigen Reklamebuchstaben beschmiert. Aber man tut ja nicht allein etwas für das Geschäft; man tut auch etwas für die Poesie. Deshalb hat man oben links in der Ecke für jeden, der es noch nicht weiss, das Wort „Teufelsstein“ aufgemalt. Noch in manch anderer Form wagt sich Reklame in die Landschaft. Eine der übelsten entstellenden Moden ist die, mit dunklen Dachsteinen Firmenbezeichnungen in die Dächer einzudecken, wovon der blosse Augeneindruck von Abb. 242 allein überzeugen wird. Aber noch alle möglichen anderen Arten von Landschaftsschändung für Reklamezwecke werden ausgedacht. So ist zum Beispiel auf Abb. 243 ein Eisenbetonträger mit anschliessender Massivdecke so ausgebaut, dass beides zusammen eine Art Veranda in einem öffentlichen Park bilden. Dass dies Gebilde nichts weniger als schön ist und nicht im geringsten

Reklame

*) Die auf Abb. 235—240 dargestellten Reklametafeln wurden auf Veranlassung des Bayerischen Heimatschutzes entfernt.



Abbildung 236



Abbildung 237



Abbildung 238



Abbildung 239



Abbildung 240



Abbildung 241



Abbildung 242

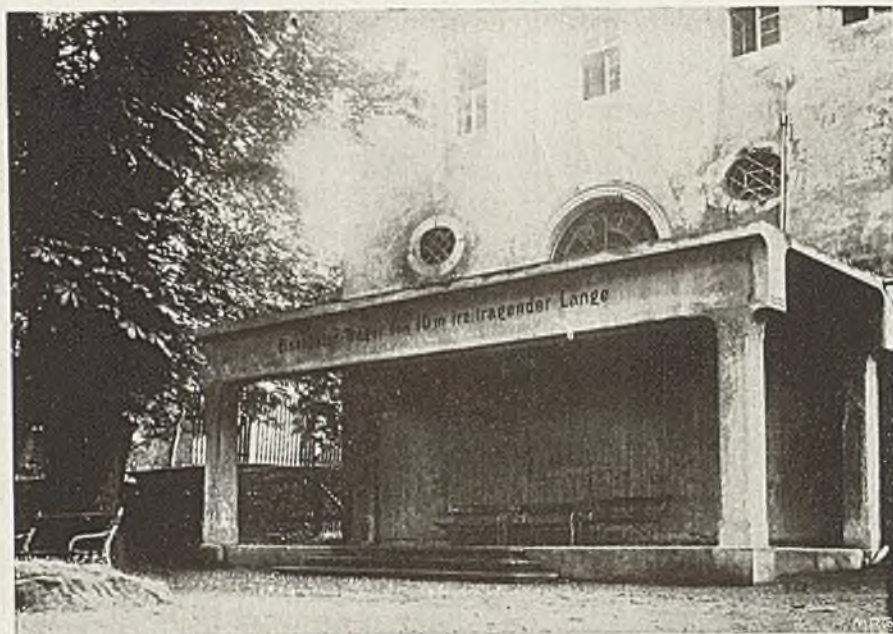


Abbildung 243

harmonischen Zusammenhang zu dem alten Schloss steht, an das es angepappt ist, kann wohl nur ein ästhetisch absolut Blinder übersehen.

Reklame in der Landschaft ist nicht nur ein Zeichen für die Abwesenheit alles dessen, was man bei bescheidensten Anforderungen guten Geschmack nennt, sondern auch Mangel an Sinn für geziemendes Benehmen ganz im allgemeinen. Es gibt in unserer Kulturwelt eben Dinge, über die man sich übereingekommen ist, dass sie sich nicht schicken, und die der Guterzogene ohne weiteres unterlässt. Wir Nordländer finden es im Süden besonders unangenehm, wenn man von allen Seiten marktschreierisch überfallen wird, obgleich man hier sehr häufig das nachsichtige Gefühl hat, das man etwa ungebärdig sich benehmenden jungen Hunden gegenüber empfindet. Ein Land wie unseres mit vorwiegend guterzogenen Leuten muss allmählich zu der Kenntnis kommen, dass es das Recht hat, sich solch aufdringlich pöbelhaftes Benehmen zu verbitten, und dass die Verpflichtung besteht, es durch Erziehung langsam im ganzen Volke zu beseitigen oder zum mindesten dafür zu sorgen, dass sich nicht ein jeder ungestraft nach Gutdünken in der freien Landschaft flegelhaft ergehen darf.

Das Gesetz hat dieses Unwesen auch schon einzudämmen gesucht, wenn auch mit etwas zaghaften Mitteln: es teilte die Welt in Gegenden ein, in denen man sich flegelhaft benehmen darf, und in solche, in denen es verboten ist. Diese nannte es dann landschaftlich bevorzugt.

Für einen jeden, der ein wirklich lebendiges Gefühl für Natur besitzt, muss eine solche Einteilung etwas Unverständliches haben. Im Laufe dieses Buches war oft genug davon die Rede, dass es eine solche Einteilung nicht gibt, dass eine jede Gegend in ihren eigenen und besonderen Reizen gefasst werden muss, ja, dass wir auch in der bescheidensten Landschaft mit dem einfachsten Aufbau sehr wohl die Reize von Gottes Natur genießen können. Und man wird einsehen müssen, dass es sinnlos ist, zu erlauben, dass man sich auf einer einfachen grünen Wiese schlecht benehmen darf, es gegenüber einer Alpenlandschaft aber verbietet. Wir haben ein Recht darauf, an einer jeden Stelle unseres Vaterlandes davor geschützt zu werden, dass uns irgendwelche unbekannte Leute anpöbeln, die uns beständig ihre Schnäpse oder Zigaretten ins Gesicht schreien. Und es ist eine grobe Ungerechtigkeit für die Bewohner eines Landes, das man offiziell schon nicht mehr zu den „landschaftlich bevorzugten“ rechnet, diese spärlichen Reize des Landes dafür auch noch für vogelfrei zu erklären, anstatt dafür zu sorgen, dass wenigstens diese, und sei es auch „nur“ Feld und Wiese, unentstellt erhalten werden.

Das beste Mittel gegen die Belästigung durch Reklame wäre das, die Schädlinge in ihrem eigensten Interesse zu treffen. Ein jeder anständig empfindende Mensch sollte es sich zur Pflicht machen, bei den Firmen, die sich dieser Art von Reklame bedienen, nichts mehr zu kaufen. Eine entsprechende Organisation hierfür könnte Wunder wirken.

Das Wort „Naturverschönerung“ hat keinen guten Ruf. Man denkt an gar manche alte Sünden, die „Verschönerungsvereine“ begangen haben, und sagt sich, dass die Natur, wie unser Herrgott sie geschaffen, keiner Verschönerung durch Menschenhand bedürfe, um noch schöner zu werden. Auch sonst hat nicht immer der beste Geschmack neben dem guten Willen Gevatter gestanden. Wenn man an eine anmutige Stelle im Walde kommt und wird von Tafeln wie auf Abb. 244 empfangen, so kann man darüber nachdenken, wer den Ort mehr entweicht: die ungezogenen Buben oder der Verschönerungsverein.

Der Zweck dieses Buches war, auseinanderzusetzen, dass unsere heimische Landschaft eine Schöpfung des Menschen sei und dass der die Landschaft schöner oder hässlicher machen kann, je nach dem Sinne der Gestaltenden.

Im allgemeinen wird man sich wohl darüber einig sein, dass die von Menschen unabhängigen Naturprodukte, wie Wolke, Fels und Pflanze kaum eine Verschönerung durch Menschenhand bedürfen oder auch nur zugänglich sind. Bei Pflanze und Tier treten wir aber schon in ein Gebiet ein, wo das Wort „unabhängig vom Menschen“ nicht mehr ganz zutrifft. Wenn man uralte Rieseneichen oder das Schlinggewächs des Urwaldes betrachtet, so bewundert man allerdings eine Schönheit, mit der das Dasein der Menschen nichts zu tun hat und die wohl durchaus ebenso aussehen würde, auch wenn der Mensch längst von der Erde verschwunden wäre. Betrachten wir aber im Garten einen



Abbildung 244

Spalier- oder Pyramidenbaum mit reifen goldenen Früchten, so wird kein Empfänglicher umhin können, auch in diesem Bilde eine wundervolle Schönheit zu erblicken, und wir werden uns gestehen müssen, dass weder die Form der veredelten Frucht, noch die zum Pflücken einladende und in architektonische Beziehung gebrachte Zwergform ohne menschliche Kunst zustande gekommen wäre. Der Holzbirnbaum draussen im Walde hat ja auch seine Schönheiten, aber in unserem Gartenbaum hat die Menschenhand die Natur um eine Schönheit bereichert. Auch beim Tier finden wir das gleiche. Das edelgezogene Vollblut unterscheidet sich sehr wesentlich vom wilden Pferd und wäre ohne kluge menschliche Züchtung nicht möglich; der wilde Hund ist etwas anderes als der Hund, der durch jahrtausendalte Anpassung allmählich unser treuer Freund geworden ist, der unsere Sprache versteht und dessen Auge uns manchen Wunsch vom Gesicht abzulesen vermag. Selbstverständlich sind das nur kleine Abtönungen, die wir in dem ungeheueren Formenreichtum der Natur, die unsere Erde trägt, hervorbringen konnten. Aber es sind Spielarten, die deshalb für uns so wertvoll sind, weil sie mit dem menschlichen Leben in weit engere Beziehung treten als die übrige freie Natur.

Das ist jedoch nicht gemeint, wenn man gemeinlich von Naturverschönerung spricht, vielmehr versteht man im allgemeinen darunter die Schaffung von gärtnerischen Anlagen mit Bänken, Aussichtspunkten, Schutzhütten, Pro-

menadenwegen und dergleichen. Ganz sicher kann durch solche Mittel da, wo es hinpasst, manches Gute geschaffen werden, wenn man auch ihre Bedeutung nicht überschätzen darf. Sie passen naturgemäss nur da hin, wo ein parkartiger Charakter schon besteht (also etwa im Waldgebirge) oder wo die Natur ihm entgegenkommt. Halb England ist in solche Landschaft verwandelt, der man bei dem grossen Reichtum wundervoller alter Bäume und üppiger Vegetation ihre grossen Reize nicht absprechen darf. Andererseits wird man auch leicht erkennen, dass diese englische Parklandschaft etwas sehr Gleichförmiges hat, und man würde nicht wünschen, dass ein Land mit so mannigfaltigem Charakter, wie es Deutschland ist, seine Eigentümlichkeiten irgendwie einbüsste. Man wird leicht begreifen können, dass Landschaften wie 158 und 176 nichts gewinnen, aber alles verlieren könnten, wenn missverständene Naturverschönerungsideen in ihnen „gärtnerische“ Anlagen anbringen möchten.

Damit soll nicht gesagt sein, dass planmässige Arbeit im Interesse unserer Landschaft überflüssig sei. Nur müssten die verfehlten Ideen, die dem alten Verschönerungsverein zugrunde lagen, von den Bestrebungen abgelöst werden, wie sie etwa das Programm des deutschen Bundes Heimatschutz bilden, der sein Ziel nicht in Schaffung von Anlagen, sondern in der Erhaltung der natürlichen, in gleicher Weise aber auch der kulturellen Schönheiten erblickt. Es mag Fälle geben, in denen man ausnahms-

weise einmal den Wunsch hegt, ein grösseres Stück Landschaft in vollkommener Ursprünglichkeit zu erhalten, indem man eingehetzte Reservate schafft. In Amerika sind solche in grösstem Stil entstanden, deren bekanntestes der Yellowstone-Park ist, und auch in den Alpen werden solche an verschiedenen Stellen angelegt oder geplant (Abb. 245). Hier soll die vorhandene Flora und Fauna in ihren Beständen rein erhalten und jeder Einfluss der menschlichen Kultur ferngehalten werden. Es handelt sich hier also um museale Bestrebungen, die von ausserordentlichem Werte sein können, und die lebhaft Unterstützung verdienen. Man darf sie nur nicht verwechseln mit den Zielen, die sich der Heimatschutz gesetzt hat. Denn der will nicht Schutz vor der Kultur, sondern eine allseitig harmonische Kultur, die Nutzbarmachung der Erde und die Ehrfurcht vor ihr vereinigt.

Vollkommen aussichtslos wäre es, wenn man hierbei ausschliesslich seinen Wünschen als Naturfreund nachginge und erwartete, dass sie von allen Interessenten berücksichtigt würden. Es sind überall grosse wirtschaftliche Fragen im Spiele, die nicht kurzerhand abgeschoben, sondern die eingehend studiert werden müssen. Ich bin der Ueberzeugung, dass bei einem solchen vorurteilsfreien Studium sehr häufig die Erkenntnis gewonnen wird, dass sich Wirtschaft und Schönheit gar nicht ausschliessen, sondern zu einem versöhnenden Zusammengehen gebracht werden können. Aber hier müssen noch viele Vorurteile



Abbildung 245

fallen, ehe auf beiden Seiten Aufklärung geschaffen wird. Es erwächst hieraus die Aufgabe, auf den verschiedensten Gebieten mit Spezialarbeiten einzusetzen, die den Nachweis führen, dass dieselben wirtschaftlichen Ideen auch mit Berücksichtigung des Heimatschutzprogramms erreicht werden können. In den meisten Fällen wird es gehen. Natürlich wird es auch solche geben, wo wirtschaftliche Vorteile des Einzelnen und Heimatschutzaufgaben, d. h. die Vorteile der Allgemeinheit, sich unvereinbar gegenüberstehen. Es kann vorkommen, dass eine wundervolle Felsgruppe, die für das Landschaftsbild, an dem sich ungezählte Tausende erfreuen, unentbehrlich ist, ihrem Besitzer, wenn er sie abbaut, Gewinn bringt. Aber der bloße materielle Vorteil des Einzelnen darf nie über dem Recht der Allgemeinheit den Sieg davontragen.

Hier könnten wohl nur Gesetze helfen, die nicht allein das Eigentum des Einzelnen beschützen, sondern die auch das ideale Eigentum des ganzen Volkes mit ihrem Schutze bedenken. Anfänge eines solchen Gesetzes sind schon hier und da zur Tat geworden. Es ist zuzugeben, dass die für das Gesetz als allgemeine Voraussetzung nötigen Wertungen noch nicht überall genau festliegen. Eine intensive Arbeit an diesen Aufgaben wird aber auch hier bald Klärung bringen, und es erscheint als eine der wichtigsten Aufgaben des Heimatschutzes, durch kritische Studien aller Art das Material so vorzubereiten, dass in einiger Zeit eine präzise Fassung in Landesgesetzen möglich ist.

Wichtiger aber als das Gesetz, das mit Strafe die Uebertretung bedroht, ist die Erziehung zu einer höheren Sittlichkeit, die das Verantwortungsgefühl in der eigenen Brust wach erhält.

ENDE

Die Abbildungen sind mit Ausnahme der unten besonders angeführten Originalaufnahmen des Verfassers, für die die Firma Zeiß in Jena einen Universal-Palmos-Apparat mit einem Protarlinsensatz nebst Teletubus zur Verfügung gestellt hat. Eine sehr große Anzahl der Aufnahmen wurde mit diesem Teleansatz aufgenommen. Der Firma Zeiß sei auch an dieser Stelle Dank ausgesprochen.

Dem Kunsthandel entnommen sind in Teil I die Abbildungen: 3, 7, 9, 13, 21, 22, 23, 31, 34, 35, 38, 49, 50, 51, 55, 73, 77, 84, 89, 110, 120, 121, 126, 128, 129, 131, 133, 134, 138, 164, 166, 168, 212; Teil II: 1—7, 21, 25, 49, 50, 77, 110, 111, 115, 136, 138, 149, 150, 153, 155, 167—169, 184, 185, 197—199, 219, 220, 224—226, 231, 233, 234, 236—239, 241, 243, 244, 246, 247, 251, 252; Teil III: 44, 46, 55, 60, 61, 63, 67, 70, 76, 78, 108, 109, 122, 127, 128, 138, 139, 140, 143, 145, 146, 147, 150, 152, 154, 178, 192, 193, 221—226.

Vom Verein Sächsischer Heimatschutz in Teil I: 62, 63, 64; Teil II: 64, 65; Teil III: 8, 9.

Vom Verein für Volkskunst und Volkskunde in Bayern in Teil I: 80, 81, 169; Teil II: 156, 157, 158, 204; Teil III: 235—240.

Von Dr. Lossen in Stuttgart, Teil I: 181, Hohenstauffen; Teil III: 185.

Von Frä. Marie Berghold in Bremen, Teil I: 101, 210, 211; Teil II: 120.

Von Theodor Möller in Kiel, Teil I: 197, 198; Teil II: Titelbild, 39.

Von Karl Bauer in Magdeburg, Teil I, 8; Teil III: 76, 97, 100, 181, 182.

Von der Firma Rud. Wolle in Leipzig, Teil II: 239.

Von Paul Hain †, in Teil I: 20, 37, 40, 41, 42, 102, 103, 130, 140, 145, 160, 161, 162, 186, 187, 205, 207, 208, 209; Teil II: 33, 34, 63, 89, 183, 185; Teil III: 93, 114, 123.

Aus der Zeitschrift des Bundes Heimatschutz in Teil II: 92, 228; Teil III: 36, 37, 39, 40.

Aus der Zeitschrift des Schweizer Heimatschutz in Teil III: 51—54, 155.

Aus dem Werke „Der Flußbau“ von Prof. Kreuter (Verlag W. Engelmann) in Teil II: 139, 142—148, 151.
Von Assessor M. Hartung in München, Teil II: 69.
Von Architekt Martin Bauer in München, Teil II: 78—80; Teil III: 101.
Von Sambale in Kassel, Teil II: 232.
Von Otto Bartning in Berlin, Teil II: 117.
Von Eggermann Lange & Co. in Kl. Laufenburg, Teil II: 102.
Von Gebr. Rank in München, Teil III: 33.
Von Carl Scheufelen in Oberlenningen, Teil III: 35.
Von der Firma F. Krupp in Teil III: 29—32.
Von Prof. Peter Behrens in Neubabelsberg, Teil III: 34.
Von Photograph Sinner in Tübingen, Teil III: 66.
Von Photograph Terschak in Cortina d'Ampezzo in Teil III: 141, 142, 144, 167.
Vom Naturparkverein in Teil III: 244.
Nach alten Stichen in Teil II: 122, 205, 227; Teil III: 62, 125, 126, 179, 180, 194, 195.
Auch den oben Genannten sei an dieser Stelle nochmals gedankt.



Kunstwartverlag Georg D.W. Callwey, München

SCHULTZE - NAUMBURG

KULTURARBEITEN

Band I Hausbau 4. Auflage

Mit 137 Abbildungen. Preis Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50

„Dieses Buch wünsche ich in einer Million von Exemplaren verbreitet“ — so schrieb Fritz Stahl im Berliner Tageblatt beim Erscheinen des ersten Bandes —. „Das Buch ist bescheiden und schlicht geschrieben. Der Text dient den Bildern, die der wichtigste Teil sind. In diesen Bildern sind schlechte und gute Häuser, Treppen und Türen nebeneinander gestellt, immer ein Paar, ein Musterbeispiel und ein abschreckendes. Ich halte dieses Buch für das Beste und Wirkungsvollste, was bisher für die Erziehung zu einem gesunden Geschmack getan worden ist, für eine kulturelle Tat.“

Band II Gärten 3. Auflage

Mit 186 Abbildungen. Preis Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—

Die Neue preussische (Kreuz-) Zeitung schrieb zum zweiten Bande u. a.: „Wir können den Besitzern alter Grundbesitze, für deren schöne Parke und Umgebungen Schultze-Naumburg ein besonderes scharfes Auge besitzt, sowie allen Freunden von Gärten selbst kleinster Ausdehnung nur raten, sich an den erfrischenden Darlegungen und dem reichen Schmuck von Garten-Aus- und Einblicken zu laben und dieses ganz eigenartige Buch gründlich zu studieren.“

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München

Ergänzende Bilder zu Band II

Gärten 2. Auflage

120 Abbildungen mit einführendem kurzen Texte.
Preis Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—

Wir haben bei Besprechung früherer Bände dieses so ausserordentlich verdienstvollen Werkes den Wunsch geäußert, die mit dem Verfahren der Nebeneinanderstellung von gutem Beispiel und schlechtem Beispiel wirkungs voll gebotene Lehre ergänzt zu sehen durch weitere Sammlungen nur des Schönen . . . Die Anregung sieht sich durch diese heute angezeigte erste Ergänzungskollektion in schönster Art erfüllt . . . Dass doch der Geist, der in diesen »Kulturarbeiten« um Schätzung wirbt, noch zur bestimmenden Macht werden möchte, bevor das Unverständnis das alles noch beseitigt hat, wofür er zu liebender Erhaltung mahnt, weil es um köstliches Erbe innerlich sicherer Geschlechter sich handelt!*

St. Galler Blätter

Band III Dörfer u. Kolonien 2. Auflage

Mit 177 Abbildungen. Preis Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—

Ueber den dritten Band schrieb die „Deutsche Kunst und Dekoration“: „Dieses Werk verdient überall in deutschen Landen eingehende Beachtung. Es gibt über das Wesen deutscher Ansiedlungs- und Bau-Weisen Aufschlüsse, wie sie in ähnlicher Fülle und Trefflichkeit noch nie beisammen zu finden waren. Wir wünschen das Buch namentlich in den Händen aller hohen Bau-behörden, dann aber der Baumeister, -Unternehmer und Künstler. Es ist durchaus gemeinverständlich und frisch geschrieben.“

Band IV Städtebau 2. Auflage

Mit 328 Abbildungen. Preis Mk. 5.50, gebunden Mk. 6.50

Professor Schultze-Naumburg will mit diesem Bande nicht das Lehrbuch einer Theorie des Städtebaues geben, sondern durch Anschauung eine Reihe von Fragen vor denen erörtern, die heute Städte anlegen lassen: vor Laien.

Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey, München

Der Verfasser beschäftigt sich insbesondere mit ganz einfachen praktischen Fragen des täglichen Lebens, die dem Bürger heute beständig nahe treten, die er aber meist nur vom Standpunkte verbrauchter Vorurteile aus ansieht. Sodann wird auf die Schäden hingewiesen, die unsere üblichen Bauordnungen anrichten, die Gesichtspunkte, die bei Stadterweiterungen den aufgestellten Bebauungsplänen zugrunde liegen müssten, werden kritisch erörtert, endlich will Schulzke-Naumburg etwas zur Schätzung des Wertes der Städte beitragen, die sich noch nicht stolz Grossstädte nennen können.

Band V Kleinbürgerhäuser 2. Auflage

Mit 151 Abbildungen. Preis Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50

Der Stand des Kleinbürgers ist in einer so überwältigenden Zahl da, dass auf hundert Häuser, die heute gebaut werden, sicher neunzig kleinbürgerliche kommen. Diese Bauten sind aber bis heute das jämmerlichste, was überhaupt gebaut wird. Und da sie in unendlich grosser Zahl aufschliessen, so sind sie in hohem Grade mitschuldig, wenn sich das Bild unseres Landes in immer hässlichere Züge hüllt. Die älteren Kleinbürgerhäuser sind ihnen himmelweit überlegen. So lag hier die im Rahmen der „Kulturarbeiten“ gegebene Aufgabe, eine Reihe von natürlichen und nicht veralteten Traditionsformen zu sammeln, die dem Bauenden manche Anregung geben können. Denn der Zweck des Buches ist wiederum, dass die Bilder zum Nachdenken und Beobachten anregen sollen.

Band VI Das Schloss

Mit 266 Abbildungen. Preis Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—

Das Buch soll mithelfen, das Bild von der Schönheit unserer Schlösser wieder aufzurichten. Es ist nicht allein für den Bauschüler bestimmt, sondern auch für den Besitzer eines Schlosses, der dunkel die Empfindung für die Schönheiten seines Besitzes hat, sich jedoch nie genug mit dem Gegenstand befasste, um sich bewusst darüber klar zu werden, in was diese Schönheit besteht und durch was sie hervorgebracht wird.

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

Paul Schultze-Naumburg

Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung. 15. Tausend. Mit 139 Illustrationen. Preis Mk. 4.—, geb. Mk. 5.20

Häusliche Kunstpflege. 15. Tausend. Mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Preis Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.—

Das Studium und die Ziele der Malerei. 5. Auflage. Mit 16 Illustrationen. Preis Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.70

VERLAG VON E. HABERLAND, LEIPZIG

Paul Schultze-Naumburg

Die Technik der Malerei

Ein Handbuch für Künstler und Dilettanten, mit Buchschmuck von J. V. Cissarz und einfarbigen und bunten Abbildungen im Texte.

Preis Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—

BG Politechniki Śląskiej
nr inw.: 102 - 126898



Dyr.1 126898